UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

1. JAHRGANG · FOLGE 19
BERLIN, 15. SEPTEMBER 1942



Drei Tugenden sind des Soldaten höchster Ruhm: Tapferkeit, Ausdauer, Manneszucht
YORCK

HF

Die Stadt der starken Herzen

Die Rheinbrücke erzittert unter den schweren Achsenstößen des einlaufenden Schlafwagenzuges aus Berlin. Im aufsteigenden Sonnenglast eines heißen Augusttages verschwimmen am nördlichen Horizont Strom und Ebene in grauen Farben. Vor den suchenden Augen jäh emporwachsend, steht das steinerne Schiff des Domes mit den Katarakten seiner Türme.

So ist man wieder in Köln, läßt sich mit der Menge durch die Vorhalle des Bahnhofs treiben und möchte die Menschen und Mauern dieser Stadt mit Fragen bestürmen: Steht Köln wirklich noch? Lebt diese Stadt wie ehedem, arbeitet sie noch im schnellen Rhythmus des handfesten rheinischen Temperaments? Was haben die britischen Luftangriffe aus Köln gemacht?

Viele dieser Fragen beantworten sich durch eigene Anschauung. Man springt auf die abfahrende Straßenbahn, der Schaffner knipst ein Loch in den Fahrschein wie im tiefsten Frieden, und am halbgeöffneten Fenster fahren — in einen Wirbel urkölscher Laute eingehüllt — vorbei:

Der Domplatz mit dem Auf und Ab der körnersuchenden, eifrig pickenden Tauben, mit gut angezogenen Mädchen, parkenden Wehrmachtswagen, eine Kaffeeterrasse mit Sonnenschirmen in Orange und Blau, weißgeschürzte Kellner und dichtbesetzte Tische, Reisebüros, Buchhandlungen, ein Gemüsestand mit einer Schlange wartender Frauen, ein Sprengwagen von der Kölner Stadtreinigung, Patrizierhäuser (ein Dienstmädchen putzt den Klingelknopf), ein kleiner Markt, ein Lastauto mit hemdsärmeligen Pionieren, Schuttstellen als erste Zeichen des britischen Luftangriffs, dann schwarzblakende Häuserfassaden, aus deren Fenstern die Sonne höhnend scheint, ein Schild „Vorsicht, Dachreparaturen!", eine wegen Blindgängers abgesperrte Gehbahn, ein Motorbagger, der mit trägem Maul Trümmer aus einem zusammengestürzten Haus scharrt, Metzgerladen „Josef Vrings" in einem leergebrannten Haus (das Geschäft eines Optimisten, der kein Dach über seiner Fleischbank und kein Glas vor dem Fenster hat), wieder Brandruinen mit sengerigem Geruch, ein Sandsteingebäude im typischen Stil des wilhelminischen Zeitalters mit weitausholendem Treppenaufgang und vornehm-goldener Aufschrift „Gewerbemuseum", daruntergehängt ein Leinwandstransparent mit schnellplakatierten Buchstaben „Kaufhaus Peters". Hier steigt man aus.

Das Städtische Gewerbemuseum ist an Stelle eines von Bomben vernichteten Baues zum Kaufhaus geworden. Auf seinen Wandelgängen werden Porzellane, Steinguttöpfe, Haushaltsware und Küchenbedarf feilgeboten. In den Kabinetten sind Regale für Stoffe aus rohem Kistenholz errichtet. Jeder Quadratmeter ist mit Waren oder Menschen ausgefüllt. Hier gibt es alles, was eine von Bomben zerrupfte bürgerliche Existenz benötigt — aber nur „auf Schein". Die Kölner Frauen gehen von Tisch zu Tisch, kaufen ein, tragen Gläser und Kochtöpfe, Unterwäsche und Anzugstoffe nach Hause. Hier vollzieht sich die Neuausstattung der Bombardierten. Hier kauft man Dinge, die im Deutschen Reich für normale Zivilbürger dieses Krieges längst nicht mehr zu haben sind.

Man muß wie üblich ein Weilchen warten, bevor die Reihe an einem ist, und so steht man als Lauschposten unter vielen Frauen und Müttern dieser bombardierten Stadt Köln und hört ihre Gespräche.

Es sind sehr sachliche Gespräche. Man hört:

„Wir sind ganz abgebrannt, hatten aber Gott sei Dank einen Koffer mit dem nötigsten Kleiderzeug bei unserer Tante stehen. Jetzt kaufe ich mir ‚auf Schein' nur Haushaltsware!"

„Ich will wenigstens wieder ein paar Gläser im Schrank haben. Gläser sind immer gut, für Bier oder Wein oder Saft!"

„Haben Sie nicht einen Monteuranzug, Größe 46, für meinen Mann? Der muß unbedingt einen neuen Arbeitsanzug haben, er soll doch am Montag sauber zur Fabrik gehen können!" Oder:

„Besen sind heute ausverkauft. Ist Ihnen zunächst mit einem Mop geholfen?"

Oder:

„Wenn ich das Kinderbettchen jetzt kaufe, kann ich es dann heute abend mit meiner Mutter abholen?"

Dies alles hört man und möchte voller boshafter Genugtuung gern die Theoretiker des Luftkrieges, Douhet und seine Anhänger, aus dem Grabe oder Stabsoffiziere der britischen Terrorluftwaffe aus ihren Bombenkellern nach hier holen, um ihnen an Hand solcher erlauschten, sehr sachlichen Gespräche zu beweisen: Köln ist eine bombardierte Stadt, Köln ist eine schwer bombardierte Stadt. Aber diese Frauen, so wie sie im Kaufhaus Peters stehen und einkaufen, sind der sicherste und unpoetischste Beweis dafür, daß kein Luftangriff, und sei er mit allen Bombern geflogen, die die Plutokrateninsel aufzuweisen hat, über dem rheinischen Volk die Todesschwingen lähmenden Entsetzens ausbreiten kann. Die Kölner Frauen und Kinder sind zu Fachleuten im Bombenkrieg geworden. Hier schreit keiner „Hurra", wenn er abends in den Keller muß, hier weiß jeder um das Opfer, das eine Bombennacht ihn kosten kann. Und hier haben manche a l l e s geopfert, aber das Leben geht weiter, und (niemand wird das besser verstehen als der Mann der Front) nach überstandener Gefahr packt es den Menschen mit allen Fasern, beschäftigt ihn mit alltäglicher Betriebsamkeit, überschüttet ihn mit Sorgen und Fragen um das Heute und befreit ihn so von der Frage nach dem, was gestern war und morgen sein wird.

Es ist gut, dies alles gesehen und gehört zu haben, bevor man mit dem Oberbürgermeister der Stadt, den Obersten von der Flak, Kreisleitern aus der bombardierten Stadt, Wirtschaftsführern und Männern der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt zusammensitzt, um sie nun zu fragen, wie Köln die Nacht des schwersten Angriffs überstanden hat und wie es nach diesem Angriff zum Leben zurückkehrte.

So sieht es aus:

Man schaudert vor der Verantwortung, die Churchill bei seinem Paradeangriff für Molotow alias Mister Smith auf sich geladen hat, wenn man erfährt, daß es einigen 23 Jahre alten kanadischen Bombenlümmeln, die Europa vor einigen Jahren sicher noch mit Australien verwechselt haben, gelungen ist, St. Gereons tausendjährige Heiligkeit mit einem Schüttkasten Brandbomben zu vernichten.

Man denkt mit Wehmut an Gassen und Winkel der Altstadt, die jedem Menschen am Rhein Inbegriff des heimatlichen Lebens waren und die britische Bomben in Trümmer zerbröckelten.

Dies alles ist unwiederbringlich und kommt auf Englands Konto, auf die Seite des Vergeltung fordernden Soll.

Aber was die tätige Hilfe der Gemeinschaft, die Fürsorge der Partei, das Zupacken der „kleinen Hitlers" tun konnte, um tödliche Folgen des Angriffs abzuwenden, das ist geschehen. Es ist mehr getan und geleistet worden, als man von Menschen hätte erwarten können.

Hitlerjungen, dem Alter nach Kinder, aber ihrem Tun nach schon Männer, sind im dicksten Bombenregen unverzagte Melder gewesen. Frauen standen auf brennendem Dachfirst und schwangen den Löscheimer, Greise opferten sich für das Leben von Kindern, die Männer an den Rohren der Flak forderten von dem Angreifer einen hohen Todeszoll.

Partei und Wehrmacht sorgten für Essen, Feldküchen fuhren in der Stadt auf, es gab Sonderzuteilungen, Bombardiertenscheine, Geldunterstützungen; ein Amt für Notquartiere, eine Benachrichtigungszentrale für Bombardierte taten sich auf. Es gab keinen Soldaten, keinen Mann der Partei, keinen Beamten, keinen Arzt, der drei oder auch vier Tage nach dem Angriff ein Bett gesehen hätte. Mitten unter berstenden, splitternden Balken, sprühenden Brandsätzen und stürzenden Giebeln bewährte sich der deutsche Mensch am Rhein. Eine Mutter gebar, im Keller verschüttet, ihr erstes Kind und kehrte mit ihm gesund ins Leben zurück. Eine Frau rettete aus lichterloh brennendem Haus die Kinder ihres Nachbarn. Hitlerjungen standen auf den Dächern und sammelten bei jedem neuen Anflug Brandsätze wie Kienäpfel. Monteure gingen den Stichflammen aus dem Riesenleib eines Gaskessels mit nichts anderem als einer Handvoll nasser Erde zu Leibe und retteten Köln vor der Wucht einer Kesselexplosion.

Dies alles taten Kölner — Männer, Frauen und Kinder. Dies alles geschah in der Stadt, die noch leben wird, wenn die Geschichte längst über Churchill ihr Urteil gesprochen hat.

Dies geschah in Köln, der Stadt der s t a r k e n H e r z e n !

Leutnant Kurt Frowein

Unser Titelbild: Dem Kaukasus entgegen von Kriegsberichter Gehrmann

Die

MEIN BATAILLON WAR DABEI

VON MAJOR VON BONIN

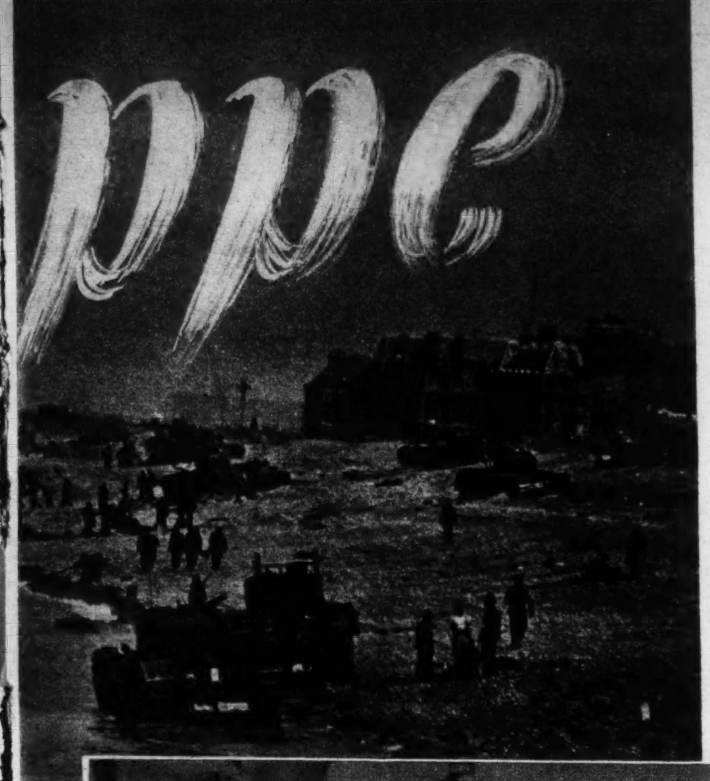
Seit langer Zeit ist unsere Division im Küstenschutz an der Kanalküste eingesetzt. Unsere Aufgabe wird uns durch das Gelände wesentlich erleichtert, denn unser Verteidigungsabschnitt besteht großenteils aus Steilküste, die 30 bis 100 Meter hoch aus dem Wasser emporragt. Lediglich an einigen Flußeinmündungen bestehen mehr oder weniger breite Einschnitte, die ein Anlanden möglich machen, einer der breitesten ist bei D i e p p e selbst. Der dortige Strand ist etwa 1800 Meter breit. Wir waren uns immer darüber im klaren, daß es schwer sein würde, gerade in unserem Abschnitt ein Landungsunternehmen durchzuführen. Denn die hohe Steilküste und die verhältnismäßig schmalen Zugänge zum Meer verbieten allein geländemäßig ein solches Unternehmen. Dazu kommt, daß sämtliche Zugänge, die ein Anlanden irgendwie möglich machen, mit Waffen und Hindernissen aller Art gespickt sind. Von unserer Seite war jedenfalls alles wohlvorbereitet und jede Waffe und jeder Mann so eingesetzt, daß nach menschlichem Ermessen jeder Landeversuch scheitern mußte.

Man kann sich vorstellen, daß unser Dienst im Küstenschutz seine Längen hat und ziemlich eintönig wirkt. Unser Oberbefehlshaber hat aber dafür gesorgt, daß die Truppe nicht schläfrig wurde, und schließlich, als der Tag der Bewährung kam, hat die Truppe gezeigt, daß sie keinem Bullen aus dem Wege geht, wie man so sagt.

So brach der 19. August an. Es war eine herrlich warme, völlig windstille Sommernacht, die der Engländer sich für sein Unternehmen „Jubilee" ausgesucht hatte, und die für so viele kanadische Soldaten die letzte Nacht ihres Lebens sein sollte.

Morgens gegen ½6 Uhr fing der Zauber an, gerade als der Tag anfing zu grauen und noch Nebelschwaden über dem Kanal lagen. Als ich nach der Alarmierung aus dem Sehschlitz meines Gefechtsstandes auf das Meer sah, konnte ich mehrere größere Einheiten mit dem Glas ausmachen. Diese eröffneten um die gleiche Zeit aus allen Rohren auf Dieppe das Feuer. Gleichzeitig setzten rollende Luftangriffe mit Bomben und Bordwaffen auf unsere gesamten Stellungen ein. Es dauerte nun nicht lange, da konnte ich mit dem Glas erkennen, daß hinter den feuernden Kriegsschiffen eine Unzahl kleiner und kleinster Fahrzeuge schwamm. Ein Artilleriehauptmann, dessen Batterie in besonders hervorragender Weise in diesem Kampf um Dieppe gewirkt hatte, prägte nachher den Satz von der „Ente mit den Küchlein". Wirklich sah es auch so aus, als ob mehrere große Enten auf dem Wasser schwammen, umgeben von einer Unzahl kleiner Entenküken. Ich hatte diese Entdeckung kaum gemacht, da setzte sich ein Zerstörer mit einer Schar von etwa 400 Landebooten auf die Küste von Dieppe zu in Bewegung. Im selben Augenblick ging von meiner linken Flügelkompanie die fernmündliche Meldung ein, daß dort die Engländer eingedrungen seien, zur Zeit dort heftiges Artilleriefeuer läge und weitere Anlandungen im Gange seien. Da uns ersichtlich war, daß jedes Landeboot etwa 35 Mann Truppen an Land werfen konnte, war es mir leicht, auszurechnen, welche Menge der Gegner mit der ersten Welle an den Strand von Dieppe zu werfen im Begriff war. Ich bin mir aber keinen Moment im Zweifel gewesen, daß meine tapferen Soldaten den Gegner, in welcher Stärke er auch kommen würde, vernichten würden.

Die Anlandung selbst geschah unter starkem künstlichem Nebelschutz. Unsere gesamte Artillerie und meine Maschinen-





gewehre nahmen die Landungsfahrzeuge unter konzentriertes und äußerst wirkungsvolles Feuer. Ich konnte beobachten, daß die Einschläge der Artillerie mitten in dem Schwarm der Landeboote lagen.

Nachdem die erste Welle an Land gebracht war, arbeitete der Gegner wieder sehr stark mit künstlichem Nebel, und unter diesem Nebelschutz hat sich wohl der Teil der Landeboote, der noch nicht vernichtet war, zu den größeren Einheiten zurückgerettet. Nachdem die Nebelschwaden sich etwas verzogen hatten, beobachtete ich, daß eine erneute Welle von Landebooten, bei denen sich auch mehrere größere Schiffe befanden, dem Strand von Dieppe zusteuerten. Ich begab mich nun zu meinen Lande-Abwehr-Geschützen. Als ich bei den Geschützstellungen ankam, war gerade das erste der großen Landungsboote damit beschäftigt, Panzer an Land zu setzen. Ich konnte beobachten, wie am Bug des Schiffes eine große Klappe heruntergelassen wurde und über diese Klappe die ersten Panzer auf den Strand rollten, die auch sofort ihrerseits das Feuer auf unsere Geschützstellungen eröffneten.

An dieser Stelle möchte ich die Kaltblütigkeit und beispielhafte Tapferkeit meiner Geschützbedienungen erwähnen. Ganz besonders war es der Feldwebel U., der, trotzdem er bereits durch in der Nähe krepierte Bomben und Granaten das Gehör verloren hatte und aus beiden Ohren blutete, in vollster Ruhe das Feuer seiner Geschütze leitete. Ich konnte Treffer in dem großen Landungsboot und auch auf mehreren Panzern beobachten.

Weiter begab ich mich zu den Stellungen meiner schweren Granatwerfer, die ebenfalls wie auf dem Exerzierplatz in vollster Ruhe im feindlichen Bombenhagel ihre Schüsse abgaben. Man kann sich denken, daß ich sehr beruhigt auf meinen Gefechtsstand zurückging, denn ich wußte nun, daß mit solchen Soldaten der Kampf nur mit der Vernichtung des Gegners enden konnte. Ganz besonders haben sich die Panzermauern bewährt, mit denen die vom Strand in die Stadt führenden Straßen gesperrt waren. Dadurch gelang es keinem einzigen Panzer, in die Stadt vorzudringen. Sie fuhren sämtlich ratlos umher und kamen mir vor wie Hasen, die im Kessel herumlaufen und von allen Seiten Feuer bekommen.

Hierbei möchte ich ganz besonders den tapferen Kompanieführer der Strandkompanie erwähnen, der mit einigen Männern mit einem Flammenwerfer einem schweren Panzer zu Leibe ging und dabei den Heldentod fand. An seiner Stelle übernahm der Hauptfeldwebel Sch. die Führung der Kompanie und hat mit seinen Soldaten in beispielhafter Tapferkeit, ohne einen Fußbreit Boden preiszugeben, seine Stellung verteidigt.

Etwas unangenehm schien mir die Lage, wo es dem Gegner gelungen war, an einer anderen Küstenstelle einzusickern. Aber auch hier hat die tapfere Stellungsbesatzung unter Führung des Oberleutnants W. den Gegner im Gegenstoß hinausgeworfen und die Lage wiederhergestellt. In diesem Kampf um Dieppe haben viele meiner Unteroffiziere gezeigt, daß sie hervorragende Führereigenschaften besitzen. Ihre Taten werden später berichtet werden müssen. Bei einem der Lande-Abwehr-Geschütze beispielsweise war durch das Feuer feindlicher Tiefflieger die Abzugsvorrichtung beschädigt worden. Der Soldat weiß sich aber bekanntlich in allen Lebenslagen zu helfen, und der dort führende Unteroffizier besorgte sich schnell einen Hammer und schlug nun mit diesem auf den Schlagbolzen und brachte dadurch das Geschütz zum Feuern.

Auch mein Bataillonsstab hat mit der Waffe in der Hand in den Kampf eingegriffen. Der Gegner hatte unter der Steilküste Schutz gesucht. Hier war es der Unteroffizier C., der Führer meiner Meldestaffel, der mit seinen Leuten in Windeseile eine große Anzahl Handgranaten scharf machte und daranging, mitten im stärksten feindlichen Feuer dem Tommy von oben seine Grüße zu übermitteln.

Die Nachrichtenverbindungen haben während des ganzen Gefechts gut geklappt. Zum Beispiel hatte ich die ganze Zeit über telephonische Verbindung mit meinem Regimentsstab. Außerdem bestand dauernd Drahtverbindung zu der Kampfgruppe, wo der Feind eingesickert war, so daß ich von dort laufend über die Lage unterrichtet war.

Wesentlich erleichtert wurde unsere Lage, als etwa zwischen 9 und 10 Uhr unsere Luftwaffe mit starken Kräften über dem Gefechtsfeld und der Küste erschien. Gerade hatte sich ein Zerstörer mit etwa 50 Landebooten wieder auf den Strand von Dieppe zu in Bewegung gesetzt, als eine größere Zahl deutscher Kampfmaschinen im Tiefflug anflog und schwere Bomben zwischen diese Einheiten warf. Ich konnte genau beobachten, wie eine schwere Bombe auf dem feindlichen Zerstörer explodierte, ein etwa 300 Meter hoher, dunkler Rauchpilz gen Himmel stieg und längere Zeit über dem Wasser stand. Als der Qualm sich verzog, war von dem Zerstörer nichts mehr zu sehen. Der übrige Bombensegen zerplatzte zwischen den kleinen Fahrzeugen und brachte sie in heillose Verwirrung.

Dann konnte ich wunderbar beobachten, wie unsere Artillerie eins der großen Landeboote, welches Panzer geladen hatte, etwa 100 Meter vom Strand entfernt versenkte. Das Fahrzeug neigte sich mit dem Heck immer mehr ins Wasser, und ich bemerkte, wie an dem Heck eine weiße Fahne gehißt wurde. Ich glaube, daß das in der deutschen Seekriegsgeschichte wohl noch niemals vorgekommen ist, daß ein deutsches Schiff mit weißer Fahne untergegangen ist. Deutsche Seemannsart ist es, mit wehender Kriegsflagge unterzugehen.

Die Lage am Strand von Dieppe war inzwischen für den Feind immer unhaltbarer geworden. Dank des heldenmütigen Einsatzes unserer Luftwaffe war ein weiteres Anlanden unmöglich geworden, und schon gegen 11 Uhr etwa konnte ich von meinem Gefechtsstand aus beobachten, daß einige Gruppen von Engländern weiße Fahnen zeigten und Miene machten, sich zu ergeben. Lediglich die Panzerbesatzungen feuerten noch aus allen Rohren, trotzdem die Panzer größtenteils bewegungsunfähig infolge Beschädigung der Ketten dalagen. Aber auch diesen Ungetümen aus Stahl und Eisen wurde bald der Garaus gemacht, denn mir wurden schwere Panzerabwehrgeschütze zugeteilt, die diesen Gegner sehr schnell niederkämpften. Auf Befehl des Regimentskommandeurs, Oberstleutnant B., der in wunderbarer Ruhe den ganzen Verteidigungskampf geführt hatte, wurde gegen Mittag ein Gegenstoß gegen den Strand von Dieppe angesetzt. Er führte zu einem vollen Erfolg und zwang den Gegner, endgültig die Waffen zu strecken.

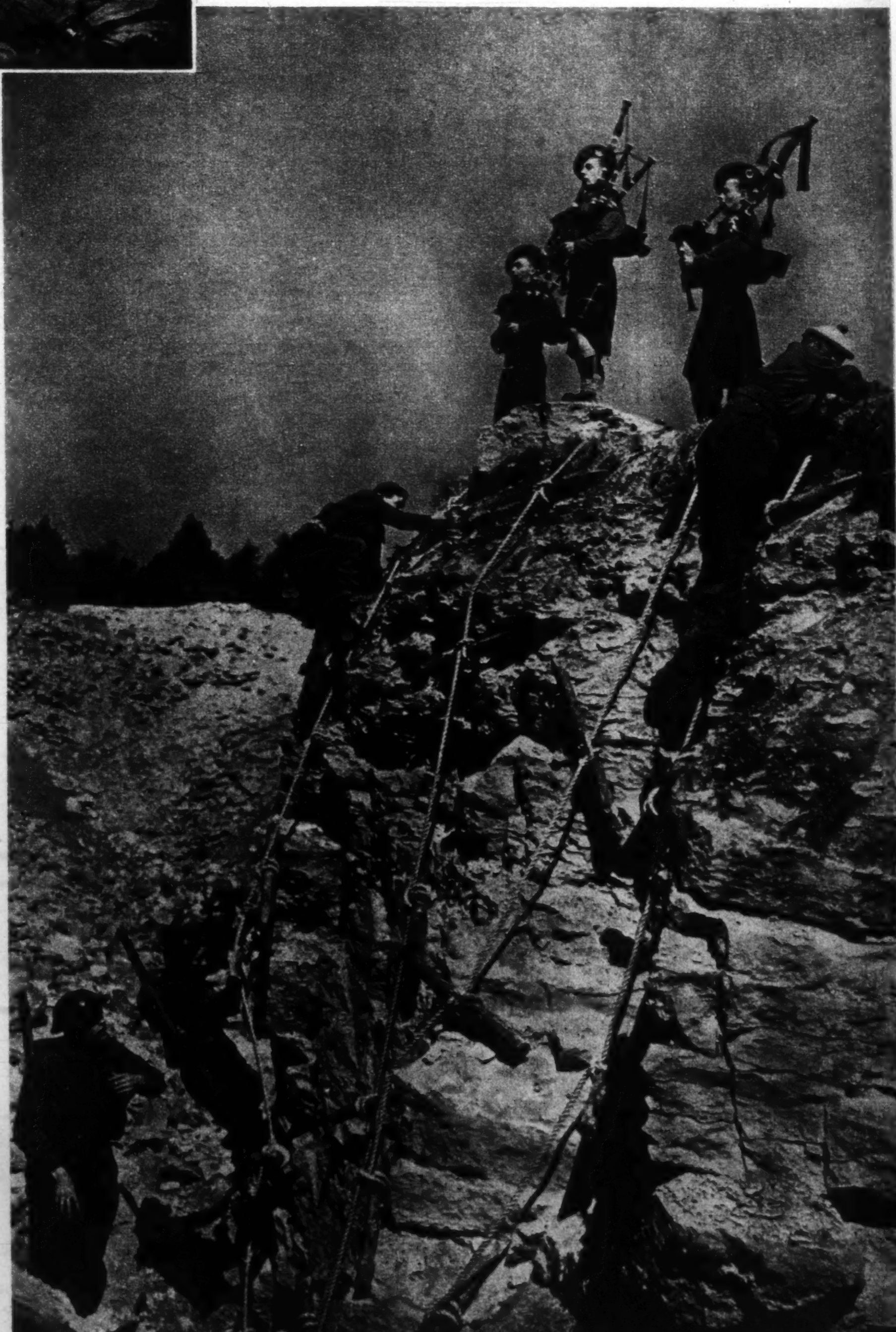
Etwa um 14 Uhr war im gesamten Abschnitt meines Bataillons, nachdem im Westteil von Dieppe die Lage durch einen Gegenangriff unseres I. Bataillons restlos zu unseren Gunsten entschieden war, der Gegner ver-

(Fortsetzung auf Seite 8)

„Bei Dieppe war es aber ganz anders . . .“

erzählten die angelsächsischen Argonauten zu Haus, soweit sie, arg zerzaust, auf die Insel zurückkehren konnten. Wie es war, zeigen die nebenstehenden Bilder. Dabei hatten sie schon seit langem so eifrig für das Unternehmen trainiert! Der englische "War-Office-Photo"-Dienst brachte von diesen Übungen ein Bild, das wir unten im Original wiedergeben: Wackere „Eroberer“ der Küste werden mit Dudelsackmusik begrüßt und ermuntert. In Dieppe dagegen wurden die Tommies nicht mit Pauken und Trompeten empfangen . . .

Aufnahmen: Kriegsberichter Hausmann und Antonowitz
Originalbild des britischen Kriegsbilderdienstes



STURM AUF KRASNODAR

VON OBERLEUTNANT KARL-HEINRICH BRITZ †

In den Abendstunden des 9. August verbreitete der deutsche Rundfunk in einer Sondermeldung die Nachricht: „Krasnodar von deutschen Infanteriedivisionen bei tropischer Hitze im Sturm genommen.“ Jeder, der daraufhin eine Karte zur Hand nahm, mußte sich überrascht fragen, wie es möglich war, daß dieselben Infanteristen, die Rostow im Straßenkampf säuberten, den Brückenkopf bei Bataisk bildeten und in harten Kämpfen die Nachhuten des fliehenden Feindes warfen, nun schon so tief im Süden am Kuban standen?

Wohlgemerkt, es waren Fußdivisionen, die in glühender Hitze auf staubigen Straßen in diesem schattenlosen Lande, in dem der Blick des brennenden Auges vergeblich in der weiten Eintönigkeit der Landschaft, die wie ein unendliches Meer von leichten Wellen auf und ab wog, nach einem grünen, erquickenden Walde sucht. Überall nur flimmernde Luft unter sengender Sonne! Wer mißt die Wasserfluten, die durch ausgedörrte Kehlen rannen, wer zählt die Schweißtropfen, die Tag für Tag aus allen Poren quellen, und wer kann überhaupt ermessen, was jeder Infanterist, dem die Füße wund waren vom wochenlangen, pausenlosen Vormarsch, täglich leistete im Marschieren und Kämpfen, und der doch immer wieder selbstverständlich dem Befehl der Führung folgte, der nur heißen konnte: „Vorwärts! Vorwärts!“

Der General sah wohl den unverdrossenen Mut und Willen seiner Infanteristen, die morgens, lange bevor die Sonne über den dunstigen Horizont stieg, aus ihren Schützenlöchern aufstanden, die sie am Abend vorher zur Sicherung der Ortsunterkunft bezogen hatten, um wieder ihren Tagesmarsch anzutreten und um dann abends wieder ihre Schützenlöcher zu graben und darin als Sicherung, mit einer Zeltbahn zugedeckt, die kurzen Nachtstunden zu verbringen. Er sah auch, daß die Kräfte seiner Soldaten bald erschöpft sein würden bei diesem höllischen Tempo. Aber es mußte durchgehalten, ja sogar noch gesteigert werden. Denn je eher man vor der Stadt stand, desto größer war die Möglichkeit, den Gegner überraschend zu schlagen. Und der General fand einen Weg!

Das erste Bataillon eines mainfränkischen Regiments war nach anstrengendem Marschtag zur Ruhe übergegangen. Der Kommandeur und sein Adjutant saßen noch wach in ihrem Quartier bei dem trüben Schein einer Petroleumlampe. Im Nebenraum zischte ein Primuskocher. Tee wurde bereitet, um den Durst zu bekämpfen. Vor dem Kommandeur lag eine Karte.

„Luftlinie noch ungefähr hundertdreißig Kilometer bis Krasnodar“, sagte er dann zu seinem Adjutanten. „Aber wer weiß, wieviel Horizontschleier wir noch machen müssen. Unsere motorisierte Vorausabteilung ist schon auf zirka fünfzig Kilometer an die Stadt heran. Wir sollen schnellstens nach, denn ohne uns können die wenigen Männeken da vorne natürlich auch nichts machen.“ Er stand auf und ging mit den Händen auf dem Rücken in dem dämmerigen kleinen Raum auf und ab.

„Haben Sie gehört, Schulz? Ich sagte ‚schnellstens‘. Daß ich nicht lache. Haben Sie unsere braven Burschen heute wieder gesehen? Sie tun ja ihr Bestes.“

Ein Melder betrat den Raum.

„Funkspruch vom Regiment.“ Er übergab den Zettel dem Adjutanten. „Was ist nun schon wieder“, fuhr der Kommandeur auf, „Bataillon erreicht nächstes Marschziel möglichst noch gestern, was?“

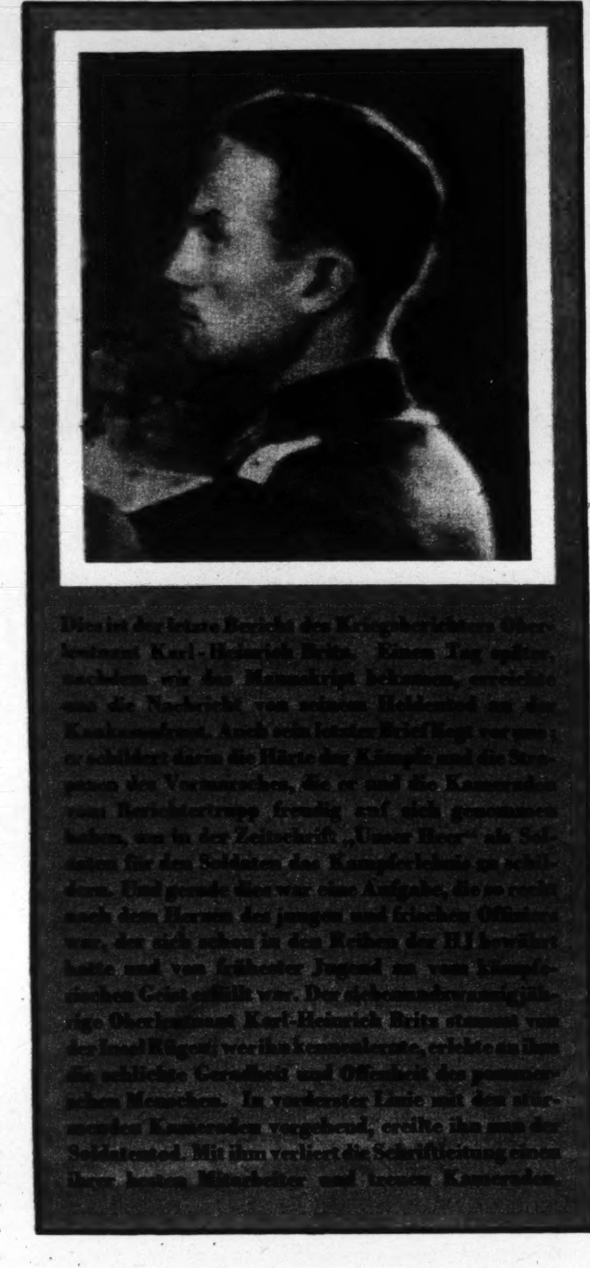
Ruhig verlas der Adjutant den Text: „Bataillon verladebereit ab 7. 8.“

„Verladebereit?“

Der Kommandeur nahm das Spruchblatt an sich und überflog selbst die Zeile. Dann setzte er sich an einen Tisch und dachte nach. „Einen Wagen“, befahl er. „Ich fahre zum Regiment. Muß wissen, was los ist.“

Beim Regiment zuckte man die Schultern. „Der Spruch kam von der Division. Wir haben ihn nur im Originaltext weitergegeben.“

Also abwarten. Gegen 21 Uhr meldete sich der Adjutant einer Flakabteilung beim Kommandeur. Langsam kam Klarheit in die Sache. Das I. und II. Bataillon sollten auf Fahrzeugen der Munitions- und Spritkolonne der Abteilung verladen werden, um dann schnellstens der vorgestoßenen Vorausabteilung nachzueilen und



Dies ist der letzte Bericht des Kriegsberichters Oberleutnant Karl-Heinrich Britz. Einen Tag später, nachdem wir das Manuskript bekamen, erreichte uns die Nachricht von seinem Heldentod an der Kaukasusfront. Auch sein letzter Brief liegt vor uns; er schildert darin die Härte der Kämpfe und die Strapazen des Vormarsches, die er und die Kameraden vom Berichtertrupp freudig auf sich genommen haben, um in der Zeitschrift „Unser Heer“ als Soldaten für den Soldaten das Kampferlebnis zu schildern. Und gerade dies war eine Aufgabe, die so recht nach dem Herzen des jungen und frischen Offiziers war, der sich schon in den Reihen der HJ bewährt hatte und von frühester Jugend an vom kämpferischen Geist erfüllt war. Der siebenundzwanzigjährige Oberleutnant Karl-Heinrich Britz stammt von der Insel Rügen; wer ihn kennenlernte, erlebte an ihm die schlichte Geradheit und Offenheit des pommerschen Menschen. In vorderster Linie mit den stürmenden Kameraden vorgehend, ereilte ihn nun der Soldatentod. Mit ihm verliert die Schriftleitung einen ihrer besten Mitarbeiter und treuen Kameraden.

mit dieser zusammen im überraschenden Angriff Krasnodar zu nehmen.

Am nächsten Morgen um 3 Uhr traf die Lkw-Kolonne ein. Vierzehn Stunden schon hatten die Fahrer am Steuer gesessen. Aber nur eine Stunde Ruhe konnte ihnen gegönnt werden. Gegen 4 Uhr begann das Verladen. Die Infanteristen strahlten. Was taten die Anstrengungen der vergangenen Wochen? Jetzt wurde gefahren. Gab's denn das auch? „Mensch, Karl“, rief der MG-Schütze 1 seinem Schützen 2 zu, der gerade mit einigen Munitionskästen angeschleppt kam“, wie ist dir denn so? Begreifst du das . . ., wir Fußlatscher werden gefahren?“ — „Sicher braucht man uns vorne dringend. Aber eine prima Sache ist es doch.“

Als sich die Kolonne in Bewegung setzte, da sah der Kommandeur auf allen Fahrzeugen frohe Gesichter. Das war doch etwas anderes, endlich einmal gefahren zu werden, nach diesen aufreibenden Märschen in Staub und sengender Hitze. Aber als die Sonne höher stieg, da wirbelten die Lkw derartigen Staub auf, daß sich die Männer bald Tücher vor die schwarzen Gesichter binden mußten, um überhaupt atmen zu können. „Alles Gute ist doch nie beisammen“, seufzte der Gefreite Müller. 120 Kilometer ging es am ersten Tag vorwärts. Gegen 18 Uhr erreichte die Kolonne die Stadt Medwedowskaja. Sofort wurde die Kompanie wieder zur Ortssicherung eingesetzt. Am nächsten Morgen früh vorgetriebene Aufklärung stieß auf keinen Feind. Wieder wurde aufgesessen. Nur noch 45 Kilometer bis Krasnodar. Vorerst ging es immer dem ausgeflaggten Weg der Vorausabteilung nach. Dann schlugen die beiden Bataillone, die, verstärkt durch einen Zug 3,7-Flak und zwei 8,8-Flak, unter Führung des Regimentskommandeurs eine selbständige Kampftruppe bildeten, einen eigenen Weg ein. Plötzlich hörte vorn bei der 2. Kompanie, die die Spitze hatte, der Oberschütze Goldinger schwere Motoren brummen und Gleisketten kreischen. Neugierig sah er um die Wagenplane herum nach vorn.

„Hurra!“, schrie er voller Begeisterung, Sturmgeschütze setzen sich an die Spitze. Das gab nun einige Unruhe auf den Fahrzeugen, denn jeder wollte diese stählernen Kameraden der Infanterie sehen. Wie sich die Schützen freuten! „Da kann uns ja gar nichts mehr passieren“, war nun die allgemeine Ansicht. —

Immer höher stieg die Sonne am stahlblauen Himmel. Unbarmherzig glühten ihre Strahlen. Wo der Staub in gelben Wolken aufflog, sah man tiefe Risse in der von der tropischen Hitze steinhart gebrannten Erde. Den Infanteristen, die mit der zunehmenden Temperatur auf ihren Fahrzeugen immer schweigsamer wurden, rann der Schweiß am Körper herunter. Hemden und Uniformen klebten. Die Feldflaschen waren bald leer, rissig und aufgesprungen die brennenden Lippen. Am schlimmsten hatten es die Fahrer vorn an der Spitze in den Sturmgeschützen. Mit bloßem Oberkörper fuhren sie. Die Temperatur in den Panzern kletterte von 40 auf 50 Grad. Später, gegen Mittag, wurden es sogar 60 und 70 Grad. Aber die Jungens umklammerten mit schweißigen Händen die Steuerknüppel, schrien sich selbst in das Dröhnen der Motoren immer wieder die Worte zu: „Durchhalten! Durchhalten!“ und fuhren, obwohl die Panzerplatten so heiß waren, daß man sie nicht mehr anfassen konnte.

Der Führer der 2. Kompanie, ein junger Leutnant, war hinter dem Spitzenwagen auf dem Pkw des vorgeschobenen Beobachters aufgesessen. Er war aufgestanden und blickte nach vorne.

„Bald muß der Panzergraben kommen“, sagte er dann plötzlich zu dem Wachtmeister der Artillerie.

Der Panzergraben! Das war das große Fragezeichen. War er besetzt? Aus Beutekarten und Gefangenenaussagen wußte man, daß er sich ungefähr 15 Kilometer vor der Stadt und quer zur Vormarschstraße der beiden Bataillone wenige hundert Meter vor dem Dorf „Primaki Höfe“ entlangzog. Drüben tauchten Häuser auf. Das mußte die Ortschaft sein. Mit jeder Umdrehung der Räder wuchs die Spannung. Nur 500, noch 400, noch 300 Meter. Schon konnte man den ungefähren Verlauf des Grabens erkennen. Die Sturmgeschütze an der Spitze fuhren etwas langsamer. Vollkommen eben war das Gelände, keine Befestigung zu erkennen. Links hinter den Panzern erhob sich ein künstlicher Hügel, den die Bolschewisten zu Vermessungszwecken aufgeworfen hatten. Aber in alle Überlegungen hinein pfiffen plötzlich von links Maschinengewehrgarben. Dann ratterte es auch von rechts über den Panzergraben.

Sofort hielten die Fahrzeuge.

Der Leutnant sprang aus dem Wagen heraus.

„Volle Deckung!“ schrie er, und da er den Eindruck hatte, daß es sich nur um schwachen Feindwiderstand handelte, den er mit eigenen Kräften brechen konnte, befahl er sofort: „Zweiter Zug rechts, dritter Zug links der Straße vorgehen, erster Zug folgt hinter der Mitte entlang des Weges.“

Die Befehle wurden durchgerufen. Als dann die Schützenketten vorgingen, rollten die Sturmgeschütze bis an den Graben. Sie konnten aber nicht hinüber, da die Überfahrt mit über Kreuz zusammengeschweißten Eisenbahnschienen gesperrt war. Der Kompanieführer sprang mit Pionieren und einigen Infanteristen vor, um die Sperre zu beseitigen. Aber während sie noch daran arbeiteten, zischten plötzlich von vorne Pakgeschosse heran.

Dann schrie auch schon einer: „Geradeaus an der Straße stehen zwei Geschütze!“ Der Richtkanonier am Sturmgeschütz hatte sein Ziel erkannt. Durch Volltreffer zerschmetterte er die Kanone des ersten Panzers. Der andere zog sich zurück.

Das Feuer von links wurde stärker. „Dort im Strohhaufen neben dem Hügel müssen sie sitzen!“ Ein Schuß aus der Kampfwagenkanone — und die Strohhaufen brannten. Langsam kamen die Schützen voran. Es war jetzt gegen 12 Uhr. Wie höllisches Feuer brannte die tropische Hitze. Ein Gefühl unendlicher

Schlaffheit befiel die Männer, gegen das sie sich mit aller Kraft wehren mußten. Zentnerschwer wogen die Waffen und die Munitionskästen. Die ersten Verwundeten riefen nach dem Sanitäter. Aber die Züge blieben im Angriff, überwanden den Panzergraben und stießen bis an den Rand eines Maisfeldes vor, das links kurz vor dem Dorf begann. Die Kompanie ordnete sich neu und ging dann gegen die Ortschaft vor. Plötzlich sprangen hier und dort kleine schwarze Pilze aus dem Boden. Die Bolschewisten schossen mit Granatwerfern. Dann kam auch noch Flankenfeuer von rechts hinten. Wenn die Infanteristen für kurze Zeit Deckung am Boden suchten, dann merkten sie, wie das Herz mit schweren Schlägen fiebrig heißes Blut durch die Adern jagte, die zu dicken Strängen ausliefen. Manchem sank der Kopf vor Erschöpfung nach vorn auf die Erde. Aber dann raffte er sich doch wieder auf und sprang vor.

Vorn am Dorf stieß man auf einen Brunnen. Gierig goß man das belebende Naß in die ausgedörrte Kehle, füllte einen Eimer oder den Stahlhelm mit Wasser und schüttete es sich über den Kopf. Dann ging es weiter, verschmiert mit Staub und Schweiß und triefend vor Nässe.

Zäh verteidigten sich die Bolschewisten. Der 3. Zug stieß links im Maisfeld auf starken Widerstand. Ein Sturmgeschütz rollte zur Unterstützung von der Straße heran. Erst auf nächste Entfernung konnte man den Feind in den dichten Stauden erkennen. Die Handgranate sprach dann meistens das letzte Wort.

Dann sirrten auch noch aus einer Häusergruppe links des Maisfeldes giftige Stahlinsekten herüber. Die Stauden aber waren so hoch, daß man den Feind nicht erkennen konnte. Entschlossen sprang der Gefreite Wu. mit seinem Maschinengewehr auf das Sturmgeschütz und schoß von oben herunter. Der Gefreite H., der ihm behilflich war, schrie plötzlich auf. Oberschenkelschuß. Dann hatte das MG Hemmung, die im Augenblick nicht zu beseitigen war. . . . „Verfluchter Mist!" Gefreiter Wu. legte das MG zur Seite, griff sich die Maschinenpistole, die er vom Kompanieführer hatte, und schoß weiter, bis ihm ein Treffer in das Magazin auch diese Waffe außer Gefecht setzte. An der Straße entlang stieß mit seiner Gruppe der Obergefreite Wü. vor und kämmte die Häuser und Gärten durch. Da hörte er links neben sich auf dem Maisfeld die Abschüsse von schweren Granatwerfern. Bolschewisten! „Euch werd' ich helfen!" murmelte der Obergefreite, schob sich vorsichtig mit seinen Schützen in den Rücken des ahnungslosen Gegners. Mit Handgranaten und MG-Feuer, aus der Hüfte geschossen, hob er dann dieses Widerstandsnest aus.

Während links im Maisfeld der Kampf tobte, blieb es an der rechten Straßenseite verhältnismäßig ruhig. Hier standen die restlichen Sturmgeschütze; die Besatzungen waren von der im Panzer herrschenden höllischen Hitze vollkommen erschöpft. Als die Kanoniere, um sich zu erfrischen, ausstiegen, faßte sie das Feindfeuer. Drei Mann fielen verwundet aus. Die Sturmgeschütze mußten zurückgezogen werden. Als Ersatz rollten zwei 3,7-Flak auf Selbstfahrlafette heran und schossen den Gegner aus seinen Widerstandsnestern heraus.

Während das I. Bataillon die Stellungen der Bolschewisten nordwestlich von Krasnodar durchbrach, war es der Vorausabteilung der Division gelungen, durch sorgfältige Aufklärung die „weichen Stellen" des Gegners zu finden und sich durch seine „Stellungen hindurchzufügen", d. h., sie stieß, ohne auf Widerstand zu treffen, bis an die große Schleife des Kuban westlich Krasnodar vor und besetzte noch am Abend die ersten Straßenzüge. Während der Nacht wurde das III. Bataillon des Regiments im Kraftmarsch vorgeholt und drang in den Morgenstunden des nächsten Tages bis an den Bahnhof vor.

Riesige Qualmwolken von brennenden Fabriken und Öllagern standen hoch am Himmel. Immer wieder rollte der Donner neuer Sprengungen. Die Bolschewisten zerstörten ihre eigene Stadt. Von dem Rauch und Qualm war es zur Mittagszeit so dunkel wie abends 21 Uhr.

In verschiedenen Straßenzügen hatten sich noch Feindgruppen festgesetzt. Wieder traten die Bataillone des Regiments zur Säuberung an. Es waren ja außer ihnen und der Vorausabteilung noch keine weiteren deutschen Truppen in der Stadt.

So gebührt das Verdienst der Eroberung Krasnodars, der Zentrale des Kubangebietes, allein einer mainfränkischen Division, die in rastlosen Kampf- und Marschtagen bei tropischer Hitze den Feind vor sich her trieb und dann noch im Endspurt die Kraft fand, den Gegner überraschend zu treffen und damit die Frucht der wochenlangen Entbehrungen und Strapazen zu pflücken. Was dabei der deutsche Infanterist leistete, ist mit Worten kaum zu beschreiben. Und am Tage nach der Eroberung der Stadt saß er schon wieder in Badehosen vor seinem Quartier, soweit er nicht Dienst zur Sicherung tat, rauchte seine Zigarette oder Pfeife, ließ sich die Wäsche waschen und war zufrieden. Es ist der ewige anspruchslose deutsche Infanterist, von dem fast niemand redet, weil man seine körperliche und moralische Leistung mit Worten kaum fassen kann. Die Strophe eines Gedichtes aus einer Soldatenzeitung des Weltkrieges ist auch heute wieder neu:

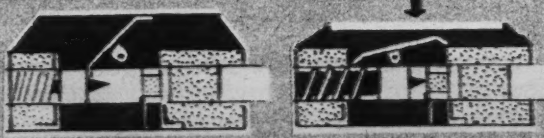
Nun wißt ihr, wem der Ruhm gebührt,
Und kann er auch nicht fliegen,
Und fährt er auch im U-Boot nicht,
Kann laufen er und siegen.
Hut ab vor diesem Held im Dreck.
Ihr braucht euch nicht zu schämen,
Mit Stolz könnt ihr, reicht er sie euch,
Die schmutzge Flosse nehmen.

Auch damit haben sie es versucht

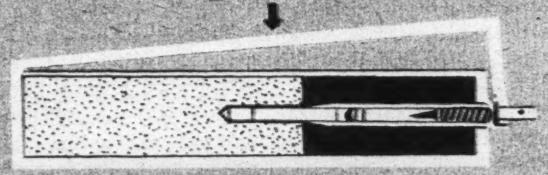
Es sind nicht nur Panzergräben und Feldstellungen, Bunkersysteme und Festungen, mit denen die Sowjets den deutschen Vormarsch aufzuhalten versuchen, sondern sie haben in den langen Monaten des Kampfes immer wieder neue Kampfmittel hervorgebracht, mit denen sie sich in den dauernden Zwangslagen Luft schaffen wollen. Von den als harmlose Bauernhäuser getarnten Bunkern bis zu den durch Flugzeuge abgeworfenen Drehbleistiften mit Dynamitfüllung geht eine lange Kette raffiniert ausgedachter teuflischer Mittel, die nur in den Gehirnen von Bolschewisten entstehen können.

Da zischen plötzlich auf einer Rollbahn auf einer Länge von 200 Metern schwarzqualmende Flammen kreuz und quer über die Straße. Ein einsamer Kradmelder hat diese tödliche Sperre eingegrabener Flammenwerfer ausgelöst, an der vorbei noch Minuten vorher die dichten Kolonnen des Nachschubs rollten. Da fliegen Häuser weit hinter der Front in die Luft, weil unter ihren Kellern Sprengstoff lag, der durch Uhrwerke vielleicht erst nach einem Monat ausgelöst wurde. Oder sie warfen aus Flugzeugen naturgetreu nachgebildete Frösche ab, die dann fast unerkennbar auf der Erde liegen und als Tretminen wirken sollten. — Es ist ihnen einfach jedes Mittel recht, mit dem sie die eigene Niederlage auch nur um Tage oder Stunden aufzuhalten glauben. Besondere Sorgfalt verwenden die Sowjets auf die Herstellung von Minen; solche von der Größe einer mittleren Schuhwichsdose bis zu Ladungen von 1000 Kilogramm und mehr mußten unsere Pioniere unschädlich machen.

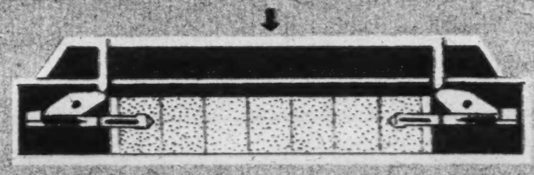
Die Infanterieminen waren zumeist aus Sperrholz geschnitten und mit einigen Nägeln zusammengeheftet. Als kleinste Form wurde die Infanteriemine PMK 40 mit 90 Gramm Gesamtgewicht und 50 Gramm Sprengladung vorgefunden. Der Minenkörper ist aus Blech, oder in letzter Zeit sogar aus Pappkarton. Ein Mann kann eine größere Anzahl solcher Minen mit sich führen, die die Aufgabe haben, den nachfolgenden Gegner durch Fußverletzung ausfallen zu lassen. Bei dichter Bodenbewachsung erübrigt sich die Tarnung einer solchen Mine. — In großer Zahl wurde die Feldmine PMD 6 verwandt, die etwa Größe und Form einer Federhalterschachtel hat. Ihre Entladung erfolgt auf einen Druck von 1 bis 1,5 Kilo. Mit dem Bekanntwerden, daß unsere Pioniere Metallminen aufzuspüren vermögen, schalteten die Sowjets die Fertigung von Minen aus Metall in solche aus Holz um. Die gebräuchlichste der so entstandenen Kampfwagenminen ist die TMD 40, von den Pionieren ihrer Form wegen auch Sargminen genannt. Sie werden einzeln oder zu mehreren über- und nebeneinander verlegt und haben eine Sprengladung von 3,6 Kilo. Aber all das nutzte ihnen nichts, wir sind ihnen „auf die Sprünge gekommen", wie der Landser sagt.



Sowjetrussische Infanteriemine PMK 40

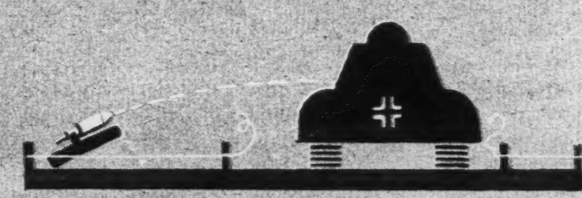


Sowjetrussische Schützenmine PMD 6



Sowjetrussische Kampfwagenmine TMD 40

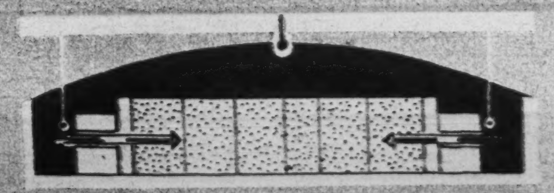
Ein Kampfmittel der Bolschewisten, das in seiner Grausamkeit nur von ihnen erdacht werden konnte, ist der Minenhund. — Auf dem Rücken eines mittelgroßen Hundes wird mit einem Brustgurt eine Ladung von 6 bis 12 Kilo befestigt. Ein Kipphebel von 20 Zentimeter Länge, der nach oben ragt, soll bei Berührung die Zündung auslösen. Die Hunde wurden dressiert, ihr Futter unter dem Panzerwagen zu suchen und sollten so den Kipphebel betätigen. Der Hundeführer lag in Deckung, entsicherte die Hundemine bei Annäherung eines Panzers und jagte das Tier vor. Die vorliegenden Berichte melden allerdings als einzigsten Erfolg, daß die Hunde bereits beim Durchlaufen von Gebüschen, Drahthindernissen usw. und bei Beißereien „detonierten". Oder aber sie kamen freundlich wedelnd zu unseren Männern, die sie „entschärften". Eine andere neue Form der Panzerbekämpfung stellt die „Mine Galitzki" dar, die durch einen Spanndraht ausgelöst wird und ein Geschoß mittels Treibladung in einer Höhe von 1,50 Meter gegen den Panzer schleudert. Aber auch Seeminen haben die Sowjets schon eingegraben, um die deutschen Panzer zu vernichten.



Sowjetrussische Mine Galitzki

Jedem Soldaten bekannt ist wohl der „Molotow-Cocktail", der in ungeheuren Mengen hergestellt wurde und von den Sowjets gegen Kampfwagen und bei der Vernichtung ihrer eigenen Städte und Dörfer verwandt wird. Es sind Flaschen, die eine Flüssigkeit enthalten, die sich bei der Berührung mit dem Sauerstoff der Luft entzündet.

Alles haben sie versucht, und jedes Mittel war ihnen recht, und doch konnten sie den deutschen Vormarsch damit manchmal nur verzögern, niemals aber aufhalten. Was immer sie für „Überraschungen" noch auf Lager haben, sie werden alle zu spät kommen.



Sowjetrussische Kampfwagenmine (Wippe)



LANDBRÜCKE nach SÜDASIEN

DER KAUKASUS IM BLICKFELD DES DEUTSCHEN SOLDATEN

Der Begriff „Kaukasus“ als Schlagwort hat uns in diesem Feldzug im Osten mehr als einmal beschäftigt, auch ohne daß wir von den lebhaften Debatten Kenntnis genommen hätten, die draußen in der Welt — in der neutralen wie in der feindlichen — darüber geführt wurden. Ich entsinne mich noch, im April oder Mai in einer Schweizer Zeitung den Aufsatz eines Militärs gelesen zu haben, der ernsthaft die Frage untersuchte, was ein Vorstoß der deutschen Wehrmacht in das Kaukasusgebiet für den Bolschewismus und für die britische Stellung bedeuten würde. Der Schweizer Offizier kam damals zu dem Schluß, daß ein solcher Vorstoß eine Katastrophe für die demokratische Allianz ergäbe. Er fügte aber gleich hinzu, daß dieser Vorstoß wohl kaum möglich sei, da die Truppen Timoschenkos einen unüberwindlichen Riegel vor dieses wichtige Kaukasusgebiet geschoben hätten, und daß dahinter ja auch die britischen Truppen im Iran zum Eingreifen bereitständen.

Heute kämpfen nun deutsche Truppen im Gebiet des Kaukasus, das vor drei Monaten noch jenem Schweizer Beobachter so unerreichbar fern schien.

Wir Soldaten haben in ruhigen Stunden mehr als einmal vom Stoß nach dem Kaukasus gesprochen, ohne uns aber eigentlich ganz über die Bedeutung dieser Frage einigen zu können. „Mensch, das Öl!“ hieß es da, oder „Mensch, der Waffen- und Materialtransport der Engländer und Amerikaner über den Kaukasus!“

Was der Kaukasus für die Feindmächte bedeutet, werden wir wohl bald sehen; was er selbst ist, wissen heute die Kameraden, die dort unten marschieren und kämpfen. Wir anderen können uns nur an Hand der Karte einen Begriff machen von diesem Land und seiner Bedeutung.

Da liegt zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspischen Meer ein Landstreifen mit einem Gebirgsrücken, der sich quer durch ihn hinzieht und der dem Land seinen Namen gab: der Kaukasus. Das Gebiet scheint so unbedeutend gegenüber den anderen Räumen, in denen wir heute schon zu denken gewohnt sind. Man sieht ihm nicht an, daß es die Größe des Deutschen Reiches von 1938 hat. Auch dem Höhenrücken ist es nicht ohne weiteres anzusehen, daß er mit 1100 Kilometer Länge und 100 bis 160 Kilometer Breite den Alpen (1200 Kilometer Länge und 150 bis 200 Kilometer Breite) nahekommt, daß er in seinen Gipfeln Elbrus (5620 Meter) und Kasbek (5044 Meter) den Montblanc wesentlich übertrifft.

Der Hinweis auf den Material- und Waffentransport der Briten und Amerikaner trifft genau ins Schwarze, denn das Kaukasusgebiet ist seit alters her eine Landbrücke nach Südasien und war auch der Schlüssel Rußlands zum Orient. Älteste Sagen verlegen ihren Schauplatz hierher: hier sollen die Götter den Prometheus, der für die Menschen das Feuer stahl, an die Felsen geschmiedet haben, hier soll sogar die Arche Noahs nach der Sintflut gelandet sein. In geschichtlichen Zeiten haben hier Perser, Römer und Türken ihre Machtkämpfe geführt. Die Mongolenstürme sind über dieses Land hinweggebraust. Erst vor 80 Jahren konnten die Russen das Land mit seinen zahllosen Völkerstämmen unter ihre Hoheit zwingen.

Heute mag das kaukasische Gebiet zwischen 12 und 15 Millionen Einwohner zählen. An 4 Millionen kaukasische Völker, Georgier, Abschasen, Tscherkessen, Tschetschenen, Dagestaner, türkische Völker mit über 2 Millionen Tataren, indogermanische Völker mit über 2 Millionen Armenier, ferner Osseten, Kurden, Tat, Talysch, schließlich Mongolen und Kalmücken. Dazu kommen noch jüdische Gruppen in Dagestan und Georgien und zahllose andere Stämme. Die Hälfte der Einwohner besteht aber heute aus zugewanderten Großrussen und Ukrainern. Daneben gibt es aber auch noch andere Völkergruppen; so hat nicht zuletzt auch Deutschland Tausende von Landeskindern dort hinziehen lassen. Was aus den 60 000 Deutschen, die zu Ende des Weltkrieges hier noch gelebt haben, geworden ist, werden wir wohl erst später erfahren.

Die kaukasischen Völker haben ebenso heftig gegen ihre Unterwerfung unter das Zarentum wie gegen ihre Bolschewisierung gekämpft. Ihre innere Uneinigkeit führte schließlich zu ihrem Untergang. 1936 wurde auch ihre gemeinsame Vertretung in Moskau durch die Auflösung der „Transkaukasischen Konföderation“ unterbunden.

Die Bolschewisten haben das Gebiet in zahlreiche sogenannte „Sozialistische Sowjetrepubliken“, „Autonome Republiken“, „Autonome Gebiete“ und „Gaue“ aufgeteilt, deren Verwaltung und Führung restlos unter der zentralen Leitung der GPU standen.

Wenn wir die Karte ansehen, können wir rein landschaftlich drei große Gebiete für sich stellen: 1. das nördlich des Kaukasus gelegene Nordkaukasien, 2. den Gebirgszug des Kaukasus selbst und 3. das südlich der Berge liegende Transkaukasien.

Politisch gehörte das Land nördlich des Kaukasus (mit den zwei „Gauen“ Krasnodar und Ordshonikidse, fünf „Autonomen Sowjetrepubliken“ und drei „Autonomen Gebieten“) zu der Moskauer „Föderativen Sowjetrepublik“, Transkaukasien zu den drei Sowjetrepubliken Armenien, Georgien und Asarbajdshan mit wiederum drei „Autonomen Republiken“ und zwei „Autonomen Gebieten“. Ausschlaggebend für diese verwickelte Gebietseinteilung war zweifellos die Tatsache, daß damit die wirkliche Volksvertretung und Selbstverwaltung der kaukasischen Völker unmöglich gemacht wurde.

Das russische Zarentum wie der Bolschewismus wußten sehr genau, warum sie dieses Gebiet mit so hartnäckiger Zähigkeit unter ihre Botmäßigkeit brachten. Da ist das Öl des Kaukasus, ein Begriff, von dem heute die Welt spricht. Das russische Öl stand in der Förderung bis zum Weltkrieg an zweiter Stelle der Weltproduktion. Nach dem Weltkrieg haben sich Briten und Amerikaner mit den Bolschewisten um dieses Öl geschlagen, dann wieder vertragen, um es für ihre Interessen ausbeuten zu können. Als die Bolschewisten aber den Gewinn aus diesem Öl benutzten, um ihre Weltrevolutionspläne zu bezahlen, gab es wiederum Verstimmungen mit den britisch-amerikanischen Ölplutokraten. Der Ausweg wurde gefunden, als das russische Öl allmählich vom Weltmarkt zurücktrat, weil es in der eigenen motorisierten Aufrüstung Verwendung fand. 1927 haben die Bolschewisten ihren inneren Bedarf an Benzin mit nur 100 000 Tonnen beziffert, 1938 bereits mit 3 Millionen Tonnen jährlich. 27 Millionen Tonnen, rund 90 Prozent des russischen Öles, kamen 1939 aus dem Kaukasus. Davon 22 Millionen Tonnen aus dem transkaukasischen Ölgebiet von Baku, 2,8 Millionen Tonnen aus Grosnyi und 2,2 Millionen aus Maikop, den beiden nordkaukasischen Ölgebieten.

Dieses Öl ging durch Rohrleitung z. T. nach Batum und von dort durch Tanker nach Sewastopol und ins Ausland, z. T. durch Rohrleitungen zu den anderen Schwarzmeerhäfen, über Rostow in das riesige Donez-Industrie-Gebiet, zur ukrainischen Landwirtschaft, ferner in das Dongebiet und schließlich mittels Tanker von Baku über das Kaspische Meer nach Astrachan, zur weiteren Verfrachtung in das Wolga- und Ural-Industrie-Gebiet.

Das Öl von Maikop ist den Bolschewisten entrissen, die Ölleitungen über Rostow sind abgeschnitten; die Zufuhr in das Don- und Wolgagebiet für die motorisierte Macht der Bolschewiken stockt oder leidet unter den Schlägen der deutschen Luftwaffe. Eine lebenswichtige Ader der bolschewistischen militärischen Macht ist zerschnitten. Dazu sind alle Verkehrsadern, die über die Kaukasuslandbrücke die Zufuhren von

(Fortsetzung auf Seite 8)

Kann man Wetter schießen?

Von Dr. PAUL KARLSON

In der letzten Ausgabe der Zeitschrift brachten wir unter dem Titel „Krieg gegen den Wettergott?“ einen Aufsatz, der sich mit der häufig gestellten Frage: „Kann eine Kanonade das Wetter beeinflussen?“ befaßte. Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter ging in seinem Aufsatz auf die Geschichte der sogenannten Wettermacher ein, die es bis zum 19. Jahrhundert noch überall auf dem Lande gab. Weiter nannte er die „Wetterkanonen“, mittels deren man den Hagel „wegschießen“ wollte, wie es in Steiermark, in Kärnten und Oberitalien häufig vorkam. In dieser Veröffentlichung gibt er das wieder, was das Meteorologische Institut, Berlin, ihm antwortete, als er die Frage stellte: „Hält die meteorologische Wissenschaft von heute es für denkbar, daß heftige Artillerietätigkeit Regenfälle zur Folge haben und das Wetter beeinflussen kann?“

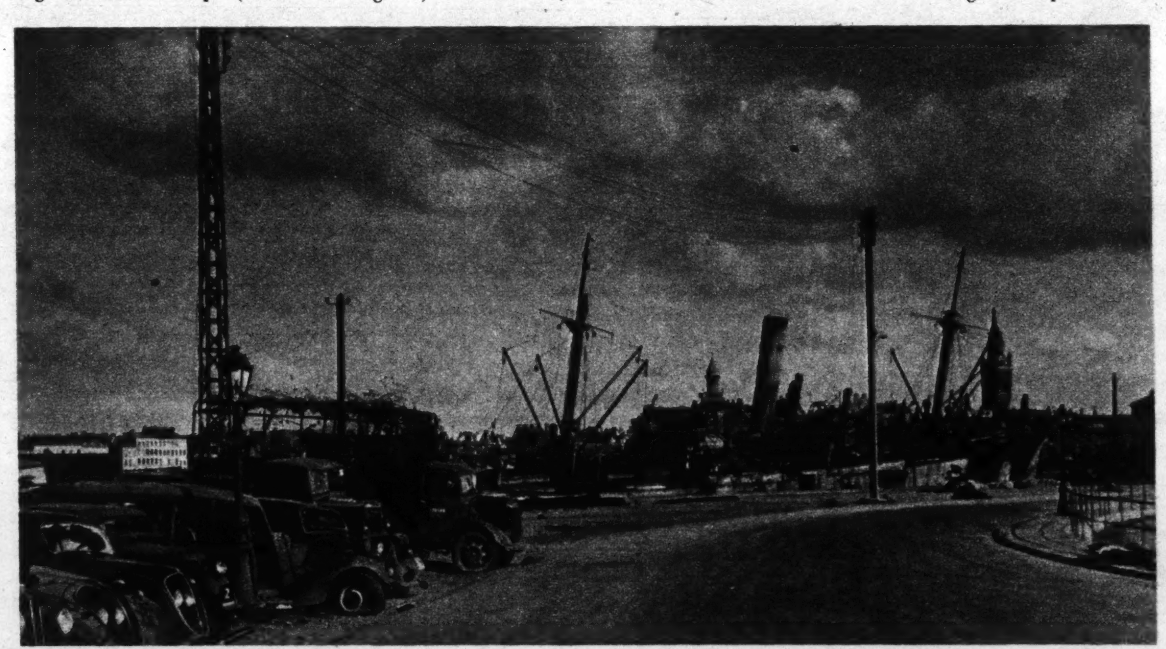
Die Antwort des Meteorologen: Grundsätzlich gesprochen — warum nicht? Beim Bombardement Warschaus schwebte über der brennenden Stadt eine dichte, zusammenhängende Wolke, die nicht nur aus dem Rauch und Qualm der unzähligen Brandherde bestand, sondern sich als eine richtige dicke Haufenwolke bis in große Höhen erstreckte und beim Anflug schon aus großer Entfernung sichtbar war. Das gleiche Schauspiel war über Dünkirchen zu beobachten. Tagelang lagerten dort über der Stätte der englischen Niederlage und Flucht dichte Wolken — auch dies zweifellos eine meteorologische Erscheinung, die durch die Gewalt unserer Waffen und die Hitze der zahllosen großen und kleinen Brände erzeugt worden war.

Zwei Dinge sind zum Regen notwendig. Einmal genügend Wasserdampf (oder Feuchtigkeit) in der Luft, zum anderen das Vorhandensein einer ausreichenden Menge von Kondensationskernen. Darunter ist folgendes zu verstehen. Wir wissen alle, daß die Luft eine gewisse Menge Wasser in unsichtbarer, gasförmiger Form, eben als Wasserdampf, aufnehmen kann, und zwar um so mehr, je wärmer sie ist. Stellt man eine Schale mit Wasser ins Zimmer, so ist das Wasser nach ein paar Stunden oder Tagen verschwunden, es ist verdunstet und schwebt nun unsichtbar in der Zimmerluft. Bei 0 Grad Celsius vermag ein Kubikmeter Luft 4,8 Gramm Wasser zu „lösen“, bei 30 Grad sind es bereits 30,3 Gramm, bei minus 30 Grad hingegen nur rund der hundertste Teil, nämlich 0,33 Gramm. Das sind Höchstwerte. Im allgemeinen enthält die Luft nur einen gewissen Prozentsatz dieser Wassermengen, vielleicht die Hälfte oder ein Viertel, und man sagt dann, die „relative Feuchtigkeit“ betrage 50 Prozent oder 25 Prozent.

Je größer dieser Prozentsatz ist, je höher also der Wasserdampfgehalt, um so eher wird die Luft danach trachten, das Wasser wieder loszuwerden, und zwar geschieht das vornehmlich dann, wenn die Luft sich abkühlt. Öffnet man die Waschküchentür, so dringt kalte Luft ein, und an der Einbruchstelle schlägt der gasförmige Wasserdampf sich zu Tausenden winziger Tröpfchen nieder, zu einer Nebelschwade, einer kleinen, künstlichen Wolke. Tatsächlich geschieht hier, nur in winzig kleinem Maßstab, nichts anderes als bei einem Kaltlufteinbruch, der im Sommer mitunter unsere gesamte Wetterlage stört und Wolken, Wind und Regen mit sich bringt. Es hat schon einen Sinn, wenn Flieger von der „Waschküche“ sprechen! Nun ist solch ein Kaltlufteinbruch nicht der Regelfall.

Weit häufiger kühlt sich die Luft von allein ab, indem sie größere Höhen aufsucht. Nach oben zu fällt die Temperatur auch an heißen Sommertagen sehr rasch ab, um in 10 bis 15 Kilometer Höhe, an der Grenze der Stratosphäre, einen konstanten Wert von etwa minus 55 Grad zu erreichen. Steigt feuchte, warme Luft nach oben, so kühlt sie sich bald ab, und es kommt ein Punkt, wo sie „das Wasser nicht mehr halten kann“ und der überschüssige Dampf sich in winzigen Tröpfchen ausscheidet, die so leicht sind, daß sie in der Luft schweben, ja sogar nach oben geführt werden. Diese Unsumme schwebender Tröpfchen nennen wir eine Wolke. Steigt die Feuchtigkeit so sehr an, daß sich die kleinen Tröpfchen zu größeren vereinigen und zusammenfließen, so werden sie endlich zu schwer, um noch weiter wie ein Luftballon zu segeln, und fallen kurzerhand zu Boden: es regnet!

Freilich haben wir eines vergessen: Der Wasserdampf braucht irgendeinen festen Punkt, einen ruhenden Pol in der Luft, an den er sich halten und um den herum er einen kleinen Tropfen bilden kann. In gänzlich staubfreier, reiner Luft schlägt das Wasser sich nicht nieder, und es bilden sich keine Wolken, obwohl genügend Feuchtigkeit vorhanden ist. Diese winzigen, aber notwendigen Partikelchen, an denen das Wasser sich sammelt und niederschlägt, nennen wir „Kondensationskerne“. Ihre Wirkung ist heute schon jedem Soldaten einmal vor Augen geführt worden, und zwar in den Kondensationsstreifen hochfliegender Flugzeuge. Sie treten nur bei bestimmter Wetterlage auf — dann, wenn die Luft zwar genügend Wasserdampf enthält, jedoch sauber und staubfrei ist. In den Auspuffgasen der Flugmotoren strömen dann Myriaden und aber Myriaden von Kondensationskernen in den weiten





Zweimal Unwetter über Warschau
Während die Salven der schweren Artillerie in die eingeschlossene Stadt jagen und Stukabomben herniederheulen, ballt sich hoch am Himmel eine dunkle Wolkendecke zusammen. Durch die Beschießung hervorgerufen, schien auch aus ihr das Unwetter hervorzubrechen

Dunst über Dünkirchen
Trillionen von Rauchteilchen haben die Luftfeuchtigkeit angezogen, es haben sich dunkle Regenwolken gebildet. Hier ist es wie bei Warschau — die Kanonade hat das Wetter beeinflußt. Wer hat gleiche Beobachtungen z. B. bei Sewastopol gemacht, denn dort war doch der bisher größte Artillerieeinsatz aller Kriege?

Kondensstreifen — ein Beweis schneller Wolkenbildung?
Diese Aufnahme wurde über Cherbourg bei Luftkämpfen über dem Atlantik gemacht. Um die Abgase der jagenden Flugmotore sammelt sich die Luftfeuchtigkeit. Die Gase werden sichtbar, zerfliegen aber nach einiger Zeit, ohne sich zu ballen

Aufnahmen der Kriegsberichter Ruge, Ketelhohn, Järisch



Raum — und sogleich stürzt sich der Wasserdampf auf die gebotene Gelegenheit und bildet eine schöne, dichte Wolke.

Das also wären die Grundlagen aller „Regenmacherei". Untersucht man die Frage, ob die Artillerie das Wetter beeinflussen kann, so muß man zusehen, welcher der eben beschriebenen Faktoren durch Beschuß geändert wird. Eines ist klar: Kräftiges Artilleriefeuer vermag eine ganze Gegend mit Kondensationskernen zu versorgen, und die Flakgranaten tragen diese Kerne unmittelbar bis in die Höhe der höchsten Regenwolken. In anderer Hinsicht kann die Wirkung eines Bombardements von Bedeutung werden. Große Brände, wie etwa in Warschau oder Dünkirchen, erzeugen eine kräftige, nach oben gerichtete Luftströmung. Sie wirken wie ein Schornstein, saugen von außen Luft an und treiben sie in einem engen Kamin hoch. Dieser unsichtbare Warmluftkamin krönt sich dann mit einer schweren, breiten Wolke, die unter Umständen lange anhalten und wohl auch zu Regen Anlaß geben kann. Endlich wäre es denkbar, daß heftiges Artilleriefeuer hier und da eine sogenannte „Inversion" zur Auslösung bringt, also eine heiße Luftschicht, die gewissermaßen an der Erde klebt, genügend stark erschüttert, so daß diese sich ablöst und aufwärts strudelt. Auch solche Auslösung kann zu Wolken und Regenfällen führen.

Ob der Mündungsknall stark auf die Atmosphäre einwirkt, möchte man bezweifeln; die Energie ist, objektiv gemessen, doch allzu gering. Ebenso können die Kopf- und Heckwellen, die ein fliegendes Geschoß begleiten, wohl augenblicklich auf den physikalischen Zustand der durchflogenen Luft einwirken, die Wirkung ist aber sicher nicht von Dauer.

Soweit die Meteorologie, die Stimme der Wissenschaft. Zugegeben — wir waren ein wenig überrascht, daß sie durchaus bereit war, unsere Frage wenigstens zu diskutieren. Tatsächlich hatten wir gedacht, die Energien, die im Luftmeer ständig umgesetzt werden, seien doch viel zu gewaltig, als daß sie sogar von unserer Artillerie beeinflußt werden könnten. Nun, es scheint, als könnten wir wenigstens auslösende Wirkungen erzielen. Und vielleicht dienen weitere Beobachtungen zur Klärung, oder es tauchen auch noch neue Gesichtspunkte auf, die wir bisher übersehen hatten!

Dieppe

(Fortsetzung von Seite 3)

nichtet. Ich konnte beobachten, wie nun auch der feindliche Flottenverband, der bis dahin immer noch stark feuernd in einer Entfernung von etwa fünf bis sechs Kilometer vor der Küste gelegen hatte, unter Anwendung starken künstlichen Nebels abdrehte und in Richtung auf die englische Küste ablief.

Es setzte nun auf der ganzen Front das Einbringen der Gefangenen ein. Allein im Abschnitt meines Bataillons wurden an die tausend Gefangene eingebracht. Alles Kanadier, junge, stämmige Burschen. Allein 28 vernichtete Panzer, darunter zahlreiche 40-Tonnen-Tanks allermodernster Bauart, drei größere Schiffe, die die Panzer an Land gebracht hatten, und zahlreiche Landungsboote lagen zerstört am Strand. Dazwischen Hunderte von Toten und Schwerverwundeten. Ich habe Bilder gesehen, wie man sie sich grauenhafter nicht vorstellen kann. In einem Landefahrzeug war die gesamte Besatzung von etwa 40 Mann durch Volltreffer vernichtet worden. Auf der weiten Wasserfläche konnte man unendlich viele Wrackteile, Schiffstrümmer, schwimmende Leichen und mit dem Tode ringende Soldaten beobachten.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich die außerordentlich korrekte und vorbildliche Haltung der Diepper Bevölkerung. Es ist vorgekommen, daß unseren Soldaten während des Kampfes von der Zivilbevölkerung Erfrischungen gereicht wurden. Ich glaube, daß diese Tatsache zur Genüge beweist, daß auch die französische Bevölkerung jeglichen Landeversuch der Engländer und eine Zusammenarbeit mit ihnen ablehnt. Sie dürfte in den zwei Jahren der Besatzungszeit gemerkt haben, wo der wahre Feind Europas sitzt.

So endigte ein Unternehmen, das mit viel Worten seit Monaten angekündigt war. Es wurde zerschlagen durch die tapfere Haltung der deutschen Soldaten aller Wehrmachtteile. Sie alle haben in fabelhafter Zusammenarbeit wie auf allen Kriegsschauplätzen auch hier bewiesen, daß sie in der Lage sind, jeden Gegner niederzuschlagen, der es wagt, seinen Fuß dorthin zu setzen, wo deutsche Soldaten stehen.

Landbrücke nach Südasien

(Fortsetzung von Seite 6)

britisch-amerikanischem Material ermöglichten, abgeschnitten und in deutscher Hand.

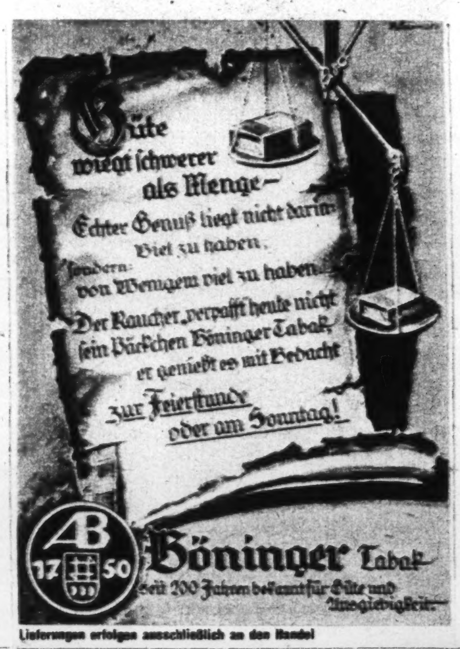
Für die Bolschewisten ist dieser Verlust empfindlich. Empfindlich aber auch der Verlust an anderen Bodenschätzen, deren Zufuhr jetzt gesperrt ist: das wertvolle Manganerz aus den fast unerschöpflichen Kaukasuslagern bei Tschiaturi kann z. B. nicht mehr zu seinen Verbrauchsstellen rollen, ebenso ist es mit Kupfer-, Blei-, Zink-, Magneteisen- und anderen Erzen und auch den kaukasischen Steinkohlen.

Noch einen weiteren unersetzlichen Verlust für die Bolschewisten bedeutet aber unser Marsch in das Kaukasusgebiet: wir haben in unseren Gesprächen über den Kaukasus meist nicht gewußt, daß beispielsweise das Kubangebiet zu den ertragreichsten Schwarzerdegebieten Rußlands gehört. Das Weizenland des Kuban, die Maisanbau- und Baumwollgebiete am Unterlauf des Kuban und im Osten am Terek und Kuma sind von großer landwirtschaftlicher Bedeutung.

Transkaukasien ist durch sein subtropisches Klima ein besonders begünstigtes landwirtschaftliches Gebiet. Neben Weizen, Mais und Baumwolle gibt es hier fruchtbare Weinanbaugebiete, und im Westen, am Schwarzen Meer, große Teeplantagen, dazu Tabak und viele subtropische Früchte.

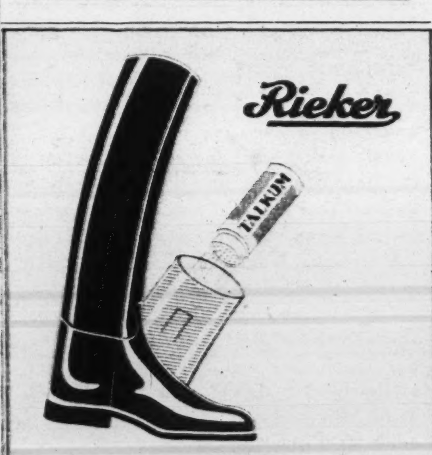
Es ist verständlich, daß die Bolschewisten die Abschnürung und der Verlust dieses reichen Gebietes, das sie vor 20 Jahren durch unerhörten Blutterror unter ihre Gewalt zwangen, mit Entsetzen erfüllt, denn hier wird ihre motorisierte Angriffskraft tief getroffen. Nicht umsonst alarmieren sie immer wieder ihre britisch-amerikanischen Verbündeten mit dem Schrei nach der zweiten Front. In England und Amerika versucht man sich damit zu trösten, daß die Bolschewisten weitere Erdölgebiete nördlich des Kaspischen Meeres und zwischen Wolga und Ural in Betrieb genommen hätten. Es ist aber bezeichnend, daß die Bolschewisten selbst außer bombastischen Ziffern vom Beginn des Ausbaues dieser Gebiete nichts weiter gemeldet haben, daß sie dagegen immer wieder auf den Verlust des Kaukasusöls hinweisen. — Der Stoß in den Kaukasus hat getroffen!

Hans-Adolf Weber











Von Hauptmann BECK-BROICHSITTER

Jeder Frontsoldat weiß, daß im feindlichen Feuer auch scheinbar kleine Entschlüsse eine große Tat für den einzelnen Mann sind. Wer einen Stoßtrupp über die Deckung zum Sturm vorreißt, wer einen Spähtrupp gegen den Feind führt, wer den Sowjetpanzer im Nahkampf anspringt, der muß das Herz auf dem rechten Fleck haben. Dabei ist es klar, daß er in dem modernen, zerstreuten Gefecht auf sich ganz allein gestellt ist. Die Eindrücke des Kampfes, die Leere des Schlachtfeldes dürfen die Entschlüsse jedes Führers nicht hemmen. Die alten Soldaten wissen, daß von ihnen Befehle und Taten als Selbstverständlichkeiten verlangt werden. Darüber hinaus ist die Gefechtsführung so vielseitig, daß nur ein wirklicher Könner unter Ausnutzen der Wirkung aller Waffen seine Männer mit geringen Verlusten durch das Gefecht hindurchführen kann. Fällt ein Führer aus, so wird sofort der nächste mit den gleichen Fähigkeiten an seine Stelle treten.

Das ist eines der Geheimnisse unserer Infanterie. Sie hat eine hohe Zahl von Soldaten in ihren Reihen, die zum Führer befähigt sind. Sie zum Führer, zum Könner auszubilden, dem die Soldaten begeistert folgen, ihnen den Weg in ihre Zukunft zu ebnen, sie an die Stelle zu bringen, an die sie gehören, ist die Aufgabe unserer Unteroffizierschulen. In ihnen finden wir die Männer, die sich die Lebensaufgabe gestellt haben: jungen Soldaten im Krieg und Frieden Führer und Vorbild zu sein.

Eine besondere Stellung unter den deutschen Unteroffizierschulen nimmt die Feldunteroffizierschule der Infanterie ein.

Wer schon einmal etwas über die Ausbildung der berühmten Sturmbataillone des Weltkrieges gehört hat, wird sich von dem, was in den Feldunteroffizierschulen gelehrt wird, das richtige Bild machen können. Hier wird der junge Unteroffizier, der Obergefreite und Gefreite zum wahren „Fachmann des Infanteriekampfes" herangebildet. Er erhält die Erfahrungen aller Feldzüge von Frontoffizieren vermittelt.

Mitten auf dem Übungsplatz liegt ein Dorf, das uns lebhaft an die düsteren sowjetrussischen Dörfer mit all ihren Unterschlupfen und Verstecken erinnert. Es soll heute im scharfen Schuß im Angriff genommen werden.

Ein Zug, verstärkt durch Granatwerfer, Infanteriegeschütze, Panzerabwehr und schwere Maschinengewehre, ausgerüstet mit geballten und gestreckten Ladungen, Zielfernrohr- und Selbstladegewehren, Gewehrgranaten und Sprengmitteln, liegt sprungbereit einige hundert Meter von seinem Angriffsziel entfernt in einer Kiefernschonung. Wem kämen da nicht Erinnerungen an seine Gefechte im Osten?

Die nicht eingeteilten Unteroffizierschüler sind als Zuschauer in der Nähe angetreten. Ein Offizier am Stock, dessen Wunden noch nicht ganz verheilt sind, erklärt ihnen die Kampfgrundsätze, die sich aus der vielseitigen Bewaffnung der Infanterie ergeben. Ein Blick auf die Zuschauer zeigt, daß wir es zum größten Teil mit erprobten Feldsoldaten zu tun haben. Die meisten tragen das Infanteriesturmabzeichen. Sie alle vergleichen die Übung in ihrer Vorstellung mit ihren Gefechten und sind daher scharf in der Beurteilung der Maßnahmen ihrer als Führer eingeteilten Kameraden.

Der Zweck dieser Gefechtsschießen ist, den jungen Unterführer mit dem Handwerkszeug des Kampfes vertraut zu machen.

Gleich der Beginn des Schießens zeigt die große Vielseitigkeit der Waffen unserer Infanterie. Der Zug- und Gruppenführer muß wissen, wann und wohin sein Kamerad von den leichten Infanteriegeschützen schießt, wie er dessen Feuer ausnützt, wann er mit der Pak rechnen kann und welche Befehle einem Granatwerfer und einem schweren Maschinengewehr zu geben sind.

Der Zug arbeitet sich an das Dorf heran. Wer im Gefecht noch nicht zum Führen kam, der hat hier im scharfen Schuß eine Fülle von Gelegenheiten, sich darin zu üben. Zwei Gruppen liegen unmittelbar vor einem Widerstandsnest, das durch Scheiben, die in ein Haus eingebaut sind, dargestellt ist.

„Handgranatenwurf!" Detonation — Rauch — Qualm. „Auf, marsch, marsch — hurra!" Und nun durch das Dorf hindurch, geschossen aus allen Gewehren, Maschinengewehren, Maschinenpistolen, Pistolen! Hier und dort krachen erneut die Handgranaten, Querschläger summen vorüber. Da fühlen sich die alten Feldsoldaten „zu Hause". Ja, so muß es sein, so müssen wir einmal unseren Ersatz ausbilden, bevor er in die „alte" Kompanie eingereiht wird! Genau so werden wir es machen! Feindlicher Gegenstoß! Scharfschützen und Selbstlader in Stellung! Maschinengewehr hierher! Gruppe Müller nach rechts aufpassen! Gewehrgranaten auf den kleinen Erdaufwurf auf 200 Meter! Munition nach vorn! Meldung an Zugführer!

Hier lernt man befehlen, rasch handeln. Hier wird man an das Durcheinander des richtigen Gefechts gewöhnt. Hier kann man auch mal zur Übung etwas daneben gehen. Besser als später im Einsatz, wo ein Fehler gleich Verluste kostet!

Der leitende Offizier ist zufrieden. Er belehrt aus eigener Kriegserfahrung heraus und sagt, wie man's besser macht. Die Kameraden der vielen schweren Infanteriewaffen kommen zu Wort. Dadurch wird das Verständnis für das Zusammenwirken aller Waffen vertieft.

Das Programm der acht Wochen ist reichhaltig: Morgen wird ein Bunker im scharfen Schuß genommen, übermorgen findet ein Lehrschießen aller schweren Infanteriewaffen statt. Dann wird ein Graben mit scharfen Handgranaten aufgerollt, oder es geht auf die Waldkampfbahn. Im Unterricht werden wir erfahren, nach welchen taktischen Grundsätzen ein Angriff geführt wird, wie Artillerie und Panzer uns unterstützen. Dann aber auch lernen wir, wie ein guter Gruppen-, Gewehr- oder Geschützführer für seine Männer sorgt, wie er den Weg zu ihrem Herzen findet.

Der junge Unteroffizier der Infanterie verläßt die Feldunteroffizierschule mit dem Bewußtsein, auf seine schwere und hohe Aufgabe nunmehr genügend vorbereitet zu sein.

So sehen wir die Feldunteroffizierschule als die hohe Schule des Infanterieunteroffiziers für den Kampf.

Leichter Granatwerfer in Feuerstellung

Aufnahmen: Kriegsberichter Uffz. Raithel-Beierlein



GEDANKENAPPELL

Zoologisches Suchrätsel

Magnus — Kolmar — Flachsspinnerei — Erdachse — Tariflohn — Malkasten — Waschwanne — Staffelei — Märchenerzähler.

In jedem der obenstehenden Wörter ist in zusammenhängenden Buchstaben der Name eines Tieres enthalten. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, fortlaufend gelesen, einen Hühnervogel.

Silbenrätsel

Aus den Silben: au — bach — ei — eu — fe — fen — fi — gel — gen — gie — ham — händ — huhn — klid — kow — las — lei — ler — li — mer — nip — o — reb — rei — roß — sen — ße — teu — trost — ul — ve — vo — wer

sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Blücher ergeben (ch ist ein Buchstabe).

1. Ölfrucht, 2. sportliche Übung, 3. Erfinder auf dem Gebiet des Fernsehens, 4 Industrieunternehmen, 5. Operette von Zeller, 6. griechischer Mathematiker, 7. Federwild, 8. ausgeklügelte Bosheit, 9. Schlachtenort im Siebenjährigen Krieg, 10. Heilpflanze, 11. gotischer Bischof.

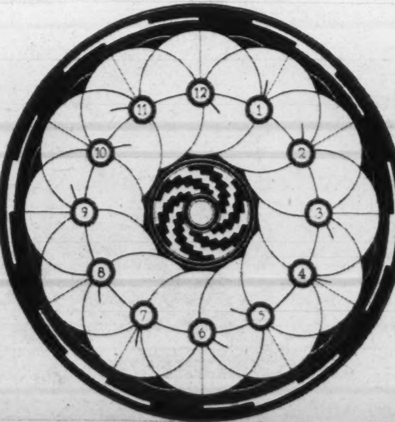
Zahlenkasten



9 5 1 8	Unterkunft im Freien
1 7 5 4	vertontes Gedicht
6 2 8 3	altes Flächenmaß

Jeder Buchstabe der obenstehenden Schlüsselwörter ist in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Feld einzutragen. Bei richtiger Eintragung nennen die Felder 1 bis 9, fortlaufend gelesen, den Begründer Deutsch-Südwestafrikas.

Kreis-Wabenrätsel



In die Kreisabschnitte sind, beim Pfeil beginnend, um die entsprechenden Ziffern in entgegengesetzter Richtung der Uhrzeigerbewegung Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen. Bei richtiger Lösung nennen die Innenfelder von 1 bis 12, rechtsherum gelesen, den Hauptgipfel des nördlichen Schwarzwalds.

1. Französische Kolonie in Nordwestafrika, 2. Sumpfland, 3. europäisches Königreich, 4. alter Name der Karthager, 5. Heilpflanze, 6 Sitz der Götter in der nordischen Mythologie, 7. Dorf nordöstlich von Wien, Schlachtenort 1809, 8. italienischer Dichter, 9. Langobardenkönig, 10. Husarenjacke, 11. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 12. Unterbein mancher Tiere.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Magische Figur: 1. Kapok, 2. Aroma, 3. Pokal, 4. Omaha, 5. Kalamaika, 6. Agnes, 7. Indus, 8. Keule, 9. Assel.

Wer ist belesen? Dwinger, Alexis, Sudermann, Eyth, Dumas, Löns, Eckermann, Busch, Ludwig, Uhland, Thoma. — Das edle Blut.

Sinnspruch in Punkten: Gradierwerk, Kolkrabe, Halfter, Odessa, Generalvollmacht, Dampfkessel, Uhrzeiger, Drahtsieb, Glasscherbe, Festgewand, Lanzenreiter, Schimmel, Schellenbaum, Tischlerei. — Die Kraft des Volkes zeigt sich erst ganz im Heere.



Von Oberleutnant SCHLEPPLE

Zwei Paks des Panzerjägerzuges Sch. werden der Kompanie K. unterstellt, lautete unser Befehl.

Eine ruhige Nacht liegt hinter uns. Gestern hatten wir unseren 22. Abschuß. Und jetzt geht es aufgesessen ins Dorf. Kaum Widerstand, etwas Knallerei. Zehn Gefangene aus den Feldern, sie scheinen den Abzug ihrer Genossen verschlafen zu haben. Vor dem Dorf sind Stellungen, ein verlassenes Geschütz und die beiden gestern von uns abgeschossenen Panzer, sonst nichts. Mir ist es zu ruhig, hier stimmt was nicht.

Jenseits des Dorfes suche ich mir Feuerstellungen. Pak D. sichert, J. hole ich selbst vor und weise ihn ein. Nun das vorgestern erbeutete Scherenfernrohr her, auf den höchsten Dachboden damit. Beobachtung! Bis jetzt war alles ruhig. Die Kradschützenkompanie bezieht Stellungen, ein Kradspähtrupp wird nach Norden angesetzt. Kaum ist der Spähtrupp angefahren, knallt es wie verrückt aus dem gegenüberliegenden Waldrand. Also doch! Da liegt der Feind!

Der Spähtrupp arbeitet sich zurück, schleppt einen Verwundeten mit. „Wald stark feindbesetzt!" wird gemeldet.

Durch das Scherenfernrohr suche ich den Waldrand ab. Unteroffizier J., der Beobachtungsunteroffizier, löst mich ab. Stunden vergehen. Da — es ist etwa 10 Uhr geworden — sehe ich etwas.

„Am Hochwaldrand brauner Kugelbaum in einer Schneise, zehn Strich rechts daneben Bewegung."

„Jawohl, Herr Leutnant, könnte Panzer sein, der den Turm schwenkt. Entfernung dreihundert."

Die pralle Sonne macht das ganze Vorgelände flimmern. Wir glotzen, bis die Augen tränen, was ist das . . .? Motorgeräusch, gleich darauf wieder Kettenlärm, Panzer rollen an! Achtung, sie kommen! Runter vom Dachboden. Pak J. ist die nächste am Feind; die hören noch nichts, zu sehen ist auch nichts von hier unten. Jetzt knallt's links von uns. Das ist Unteroffizier D.; seine Stellung liegt etwas höher, er hat besseres Schußfeld. Der Panzer schießt jetzt; gurgelnd rauschen seine Granaten über uns hinweg in die Häuser, durch die Baumkronen und in die Büsche um uns. Granatwerfereinschläge wachsen wie Pilze um uns auf. Sprengstücke und Erdklumpen zischen. MG.-Feuer setzt ein. Ein wahrer Hexenkessel! Wir fünf hocken eisern hinter dem Schutzschild und lassen nur die Augen kreisen. Immer noch brummt der Panzer vor uns und knallt seinen Dreck heraus. D. schießt nicht mehr. Das kann ja gut werden.

Da — aus einer Staubwolke taucht rechts querab der Pak zwischen den Büschen ein Panzerturm auf, rollt auf den Dorfeingang zu. Dort bleibt er stehen und äugt. Ganz schnelle Zielansprache. „Entfernung fünfzig Meter!" Unteroffizier J. schwenkt nach rechts, kurbelt, hat ihn drin, schießt. Einmal, zweimal, dreimal! Alle Schüsse sitzen im Ziel. Der Feindpanzer kommt nicht zum Schuß. Fertig! Er bleibt durchlöchert liegen und qualmt.

Ich muß wissen, was mit Unteroffizier D. ist und laufe auf seine Stellung zu. Da kommt mir der Fahrer, Gefreiter R., entgegen.

„Was ist los?"

„Herr Leutnant, Volltreffer bei Unteroffizier D. . . . der Panzer ist aber auch kaputt."

Sekundenlang fühle ich Erstarrung. Der treue D. . . . Aber jetzt darf ich nicht daran denken. Ich muß zur Pak J. Im Gebüsch rumort es noch immer. Ringsum kracht und knallt es. Endlich bin ich an Ort und Stelle.

„Was ist da los?"

Kein Mann ist mehr da, drüben laufen zwei zurück, tragen den dritten, den Unteroffizier.

„Was ist?"

„Granateinschlag vor der Pak. Wir beide sind verwundet."

„Tragt die beiden zurück, ich bleibe am Geschütz."

Zurück zum Geschütz. Ich schwitze wie ein Pferd von der Lauferei, die Brille ist beschlagen, die Feldmütze im Gebüsch verloren. So klemme ich mich ans Geschütz. Kaum sitze ich da und fummele an meiner Brille, schreit Unteroffizier J. vom Dachboden hinter mir: „Aus derselben Richtung, Panzer! Zwei, drei."

„Ladeschütze her", brülle ich. Da kommt M. angelaufen, ausgepumpt vom Tragen des Verwundeten.

„Ran, Alter, 's geht los. Jetzt wird's feierlich."

Wir stehen beide aufrecht, anders ist wegen der hohen Bewaldung nichts zu sehen. Einzelne braune Gestalten kommen in kurzen Sprüngen aus dem Waldrand. Aha, die Sowjets greifen an! Unsere MG. rechts und links der Pak halten mächtig hinein. Das pfeift und hämmert nur so. Da — wie ein Elefant schiebt sich ein „Christie" durch das Korn, fahrend schießt er in das Dorf. Wir müssen schwenken, zu zweit, wie wir sind. Es geht furchtbar schwer, jetzt merken wir erst, daß beide Reifen zerfetzt sind, die Rohrwiege eingebeult, ein Holmen durchschlagen. Keuchend bringen wir die Pak in Feuerstellung, noch kann ich nicht schießen. Auge am Zielfernrohr, höchste Anspannung, nur Ruhe jetzt. Wer trifft zuerst, er oder ich? Es muß klappen. Er darf nicht durchkommen. Da hebt sich der Turm über die Ährenspitzen. Gerade auf mich zu; der Panzer hat die Pak wohl schon erkannt. Ich warte bierruhig, muß ihn beim ersten Schuß sicher kriegen, sonst ist es aus.

Noch vierzig Meter. Jetzt oder nie! Schuß! Neu richten! Schuß! Ich sehe rot, schieße weiter, obwohl schon Flammen oben herausschlagen. Kommen sie noch?

Jawohl, sie kommen noch. Aber mein Ladeschütze paßt auf.

„Noch einer dahinter, Herr Leutnant, ich . . ."

Hart neben dem abgeschossenen Ungeheuer taucht wieder eine rollende Kanone auf, fühlt langsam vor. Nur eine kleine Abweichung ist notwendig, schon ist er im Zielfernrohr, ich drücke ab. Nichts.

„Ladehemmung!" Die Granatpatrone klemmt!

Und jetzt schießt der Sowjet. Über uns hinweg zwar, aber gleich muß er uns haben.

„Volle Deckung", schreie ich, rechts und links rollen wir weg. Ohrenbetäubender Lärm. Dreck, Qualm. Unser letztes Stündlein scheint geschlagen zu haben. Aber nichts geschieht mehr. Dann höre ich das Kettengerassel sich entfernen und sehe hoch. Der Panzer dreht etwa 20 Meter vor der Pak ab und rollt nach links. Und die Pak? Die Pak steht unberührt, halbe Granate im Rohr. Der Sowjet hat sie nicht getroffen, weil er im Qualm nichts sah. Der Ladeschütze hat auch schon erkannt, was los ist. Er zieht an der Patrone, ich mit, aus allen Kräften. Da, raus! Dann richtet er, schießt hinter dem abhauenden Panzer her, einmal, zweimal, immer wieder; ich lade irrsinnig schnell.

Jetzt kommt ein weißes Wölkchen aus dem Turmluk.

Ganz langsam, schwer getroffen, läuft der Panzer dem Waldrand zu und verschwindet.

Der schießt nicht mehr!

Wir lachen uns an, wir drei. Das wäre geschafft! Der 26. Abschuß war das für meinen Panzerjägerzug seit Kriegsbeginn, und jeder Erfolg hat seine Geschichte für uns. Kein Sieg ist uns in den Schoß gefallen, jeder wollte erkämpft werden.

Bei der Kompanie K. trifft Verstärkung ein: Artillerie. Später ein m. Pak-Zug. Ich ziehe zurück. Krieche durch das Gras nach Unteroffizier D.'s Stellung hin. Vor dem Geschütz steht der vernichtete Panzer. Unteroffizier D. liegt etwas seitlich, ich krieche hin, will ihm, meinem Besten, noch einmal die Hand drücken. Aber, was ist das, er atmet ja noch. Ganz deutlich. Ich rufe ihn an.

„Ich bin da!" Da schlägt er ganz langsam die Augen auf, erkennt mich.

„Junge, ich schaffe dich fort, alles wird gut."

„Ja, gut, Herr Leutnant, sind sie kaputt?"

„Die Sowjets sind kaputt."

„Ich gratuliere, Herr Leutnant."

„Ich hole die Protze, alles wird gut."

Fortkriechen, nach dem Fahrer und seinen Männern rufen, die Protze etwas näher heranfahren. Alles ganz, ganz schnell. Ganz vorsichtig heben wir ihn auf den Wagen.

Auf dem Truppenverbandplatz hat Unteroffizier D. noch das E. K. I bekommen. Dann ist er gestorben. Welch ein Kamerad und Führer! Zwölf Panzer hat seine Pak vernichtet. Acht davon in Frankreich (bei Crêvecoeur), vier hier in Sowjetrußland.

Begegnung am Kuban



Aufnahmen der Kriegsberichter Grimm-Kastein und Sommerschuh

DIE AUGEN

Ich weiß, es ist nicht üblich, von ihnen zu reden oder zu schreiben, vielleicht gilt es sogar als unpassend. Trotzdem kann man Kindern ruhig von ihnen erzählen, es wird diese aber in keiner Weise interessieren, denn sie sind ausschließlich eine Angelegenheit der Erwachsenen, obgleich sie zu den anständigen gehören.

Also ich spreche von den Hühneraugen. Ich weiß, ein jeder schämt sich ein bißchen seiner Hühneraugen, obwohl nach Aussage von Fachleuten diese keineswegs die Folge von geheimen Lastern oder unmäßigen Ausschweifungen sind, sondern ganz harmlos durch den Druck zu engen Schuhwerks entstehen. Also wenn einen der Schuh drückt, schlägt ein Hühnerauge sein Auge auf. Nach meinen Erfahrungen ist das Hühnerauge eine einmalige Anschaffung, man braucht sich um sein Fortkommen nicht mehr zu kümmern, es sorgt für sein Wohlergehen selbst. Es ist anhänglich und treu und besitzt alle die Eigenschaften, die man jemand in ein ordentliches Dienstzeugnis schreibt. Aber niemals widmet man ihm einen begeisterten Nachruf, obwohl es einen zur Hochzeit, auf die Reise nach Italien, nach Paris und Böhmen begleitet hat. Noch niemand hat es besungen wie etwa die Taschenuhr in dem schönen Liede: „Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir". Es ließe sich fast gleiches von diesem Auge singen und sagen. Die undankbaren Dichter haben hier wieder einmal versagt. Ich glaube, niemand weiß, wann ihn das Hühnerauge zum ersten Male gedrückt hat, das ist mit allen erwachenden Trieben so. Ich habe mich in letzter Zeit mit Hühneraugen beschäftigt, natürlich nur auf literarischem Gebiet, und da ist mir eine große Enttäuschung widerfahren. Ihr glaubt vielleicht auch, daß das Hühnerauge so heißt, weil es dem Auge des Huhnes, dem des schmackhaften Brathendl gleicht. Ihr habt vielleicht auch schon einem treu legenden Haushuhn fragend tief ins Auge geblickt, warum es der im Schuh verborgenen schmerzenden Stelle seinen Namen verlieh. Ach, das tat es ja gar nicht, und nie hat jemand mit seinem Hühnerauge so blinzeln können wie eine Henne. Nein, das Hühnerauge nennt sich irrtümlicherweise Hühnerauge wegen einer sprachlichen Nachlässigkeit unserer Altvorderen. Nichts mit dem Huhn hat das Auge zu tun, sondern es ist in der Urzeit ein Hörnin, ein hörnernes Auge, gewesen. Aber was die Altvorderen sagten, haben die Neuhintern nicht verstanden, und sie haben daraus ein Hühnerauge gemacht.

Ich fand das sehr enttäuschend, und der letzte Schimmer von Poesie, der aus meinem brechenden Hühnerauge leuchtete, ist damit verschwunden. Ob wohl die schöne Helena, ob wohl Aspasia und die temperamentvolle Kleopatra Hühneraugen hatten? Man könnte diese Frage bejahen, denn unter elegantem Schuhwerk sprießen sie leicht hervor, und wer könnte sich Helena, Aspasia und Kleopatra ohne elegante Schuhe denken. Es könnte aber auch sein, daß das Hühnerauge jüngeren Datums ist und zur Zeit der Entdeckung Amerikas und der ersten Weltumseglungen zusammen mit dem Pfeffer, der Muskatnuß, dem Schnupfen und anderen häßlichen Krankheiten zu uns gelangte. Die Geschichte des Hühnerauges ist nämlich noch nicht geschrieben. Das wäre mal ein Thema für eine Doktorarbeit!

Walter Foitzick

Die Stimme aus den Wolken

Vor 50 Jahren gehörten Freiballonfahrten noch zu den Seltenheiten im ruhigen Leben des Landmenschen. Da geschah es, daß eines Tages über einem pommerschen Dorf ein Luftballon erschien. Seine Insassen hatten infolge starken Nebels die Orientierung verloren.

Es war schon stockfinster geworden, da bemerkten die Ballonfahrer unten ein Lichtlein, das hin und her schwankte.

Der Träger des Lichtes war der Knecht Johann, der über den Hof ging und die Stalltüren verschloß. Er dachte an nichts Böses, als plötzlich eine Stimme vom Himmel kam: „Hallo! Wo sind wir hier?"

Johann bekam einen Mordsschreck. Dann riß er sich zusammen und schrie geistesgegenwärtig empor: „In Klein-Lauth!" Hierauf rannte er spornstreichs in das Haus und atmete erst erlöst auf, als er in die Küche stolperte.

„Nanu, Johann, wat is denn passiert?" fragte der Bauer verwundert.

„Och nee!" stammelte Johann verwirrt, „ich hebb eben mit unsern Herrgott snakt!"

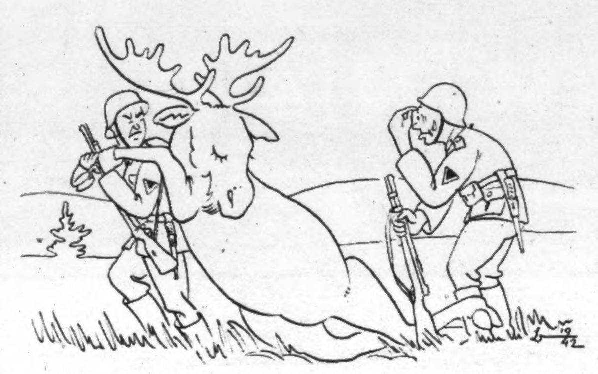
„So?" fragte der Bauer, „wat seggt he denn?"

„He frogt mi, wo he wär!" entgegnete Johann.



zwischen Front und Heimat kommt hier wieder die Front zum Schuß. Zwei Kameraden, einer aus dem hohen Norden, haben lustig gezeichnet und — zum erstenmal — wurden auch drei eingesandte Anekdoten unter vielen ausgewählt. Es sind kräftige Torschüsse auf das Heimattor — aber noch liegt die Heimat in Front!

Waidmannsheil in Karelien



„Mensch, hätten wir doch bloß den Hasen getroffen . . .!"

Auf Wache

Tief in Rußland steht die Kompanie, und es ist gerade wieder einmal die „Periode" ausgebrochen, in der die meisten ein bestimmtes Plätzchen verzweifelnd oft aufsuchen müssen.

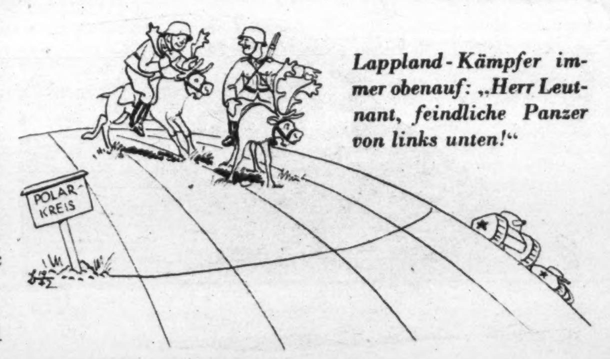
Nachts zwischen zwei und vier hat Oberfunker Laue aus Zwickau Wache und überwacht daher auch den Pendelverkehr Quartier—Örtchen.

Herr Oberleutnant hat es heute nacht ganz schlimm. Zweimal schon ist er an dem Posten vorbeigeflitzt und langsam zurückgekommen, ohne daß Laue wesentlich Notiz davon nahm.

Beim drittenmal endlich packt den Oberleutnant der Zorn: „Mensch, sehen Sie nicht, daß ich hier vorbeikomme, wollen Sie nicht endlich mal eine anständige Meldung machen?"

Laue erstarrt vor Schreck, faßt sich dann aber schnell und antwortet in seinem besten Sächsisch: „Ich hab' gemeent, Herr Oberleutnant wären brivat hier!"

Uffz. Trecht



Lappland-Kämpfer immer obenauf: „Herr Leutnant, feindliche Panzer von links unten!"

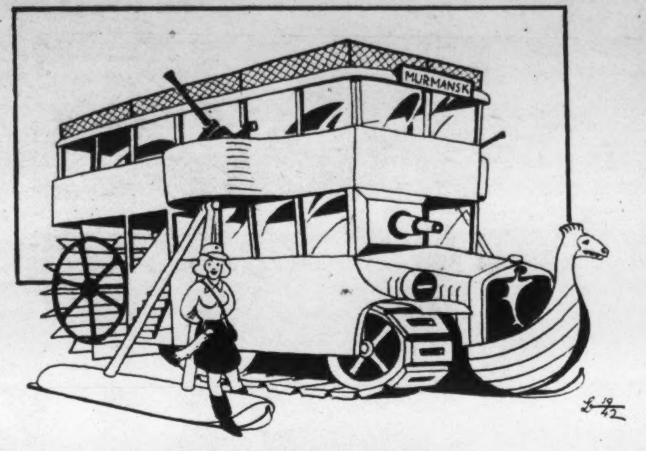
Der müde Vogel

Ein äußerst „lahmarschiger" Rekrut ist dem Spieß schon des öfteren durch seine auffällige Langsamkeit aufgefallen. Der Spieß knöpft sich den „lendenlahmen" Vogel eines Tages vor und ermahnt ihn zur schnelleren Gangart. Im Verlaufe dieser Zurechtweisung fragt der Spieß den Rekruten: „Was sind Sie eigentlich im Zivilberuf?" Worauf der Rekrut antwortet: „Eilbote, Herr Hauptfeldwebel!" *Ogfr. Rösler*



„An deinem Spirituskocher scheint was nicht in Ordnung zu sein!"

Zeichnung: Gefr. Waas



Modell Lappland 42

Der „Gleitkufen-Raupen-Ausleger-Heckrad-Schwimmbus" mit Lotta-Schaffnerin

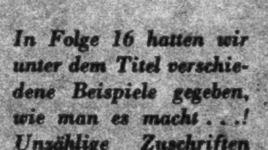
Zeichnungen (3) von Gefr. Burgfeld

Die Sanitätsübung

Um den zu einer Sanitätskompanie eingezogenen Ärzten, Sanitätsunteroffizieren und Mannschaften Gelegenheit zu geben, ihre Künste zu zeigen, mußten bei einer im Standort veranstalteten Gefechtsübung „Verwundete" ausscheiden, denen eine Papptafel mit der Art der Verwundung angehängt wurde. Wie erschossen lag Müller VII, nach allen Regeln der Kunst verbunden, mit Kopf-, Bauch- usw. -schuß auf dem Verbandplatz. Der Kommandeur, der die Übung leitete, beugte sich über ihn. Da öffnete Müller VII, wie mit letzter Kraft mühsam die Augen: „Haben wir gesiegt, Herr General?"

San.-Gefr. Höhn

WENN LANDSER KÜSSEN...



In Folge 16 hatten wir unter dem Titel verschiedene Beispiele gegeben, wie man es macht . . .! Unzählige Zuschriften kamen daraufhin mit allen möglichen neuen Vorschlägen und Wünschen nach neuen Erfahrungsberichten. Hier ist einer:

Zur Nachahmung empfohlen . . .

von Soldat Ebsen

Er: „Also — ich bin zurück! Ihr Zauber hat mich wieder hergezogen."

Sie: „— — — —?"

Er: Ja, ich bin zurück — — und Sie kennen mich gar nicht mehr?"

Sie: „? — ? — ?"

Er: „Aber, mein Fräulein, ich habe nichts Wichtigeres zu tun, als sofort zu Ihnen zu kommen, kaum daß ich wieder in dieser Stadt bin, ich lasse den Dienst Dienst sein und stürze hierher, ich setze mich allen möglichen Gefahren aus, um Sie wiederzusehen, und Sie erinnern sich nicht einmal mehr an mich. Na . . ."

Sie: „ —aber doch, mein Herr! Ich weiß nur nicht . . ."

Er: „So, Sie wissen nur nicht! Sie wissen nur nicht! Ich jage durch das ganze Land, durch ganz Europa sozusagen, und kann Sie nicht vergessen, ich liege auf meiner Strohmatratze und träume von Ihnen jede Nacht und finde keine Ruhe, bis ich wieder hier bin! Ihre perlenden Zähne blitzen für mich durch die dunkelste Nacht, Ihre Augen strahlen in ihrer Pracht für mich durch die Ruhelosigkeit meiner Tage, jedes Löckchen Ihrer prächtigen Haare konnte ich nicht vergessen, Ihre Schönheit hat mich einfach verzaubert, und Sie sagen: Ich — weiß — nur — nicht!!!"

Sie: „Ja, ist es denn wahr — —?"

Er: „Ob es wahr ist! Ob es wahr ist! Erst entflammen Sie mich zu einer zündenden Flamme, und wie ich zurückeile, um das verzehrende Feuer bei Ihnen zu löschen, da leugnen Sie jeden Grund zu meiner Verfassung, wollen sich der Verantwortung entziehen. Wissen Sie, was Sie tun müßten?"

Sie: „Was muß ich denn tun — —"

Er: „Da, ich werd's Ihnen zeigen. Kommen Sie her . . ." (Küßt sie.)

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.

MÄDEL

VOM R.A.D.

Jede Arbeitsmaid hat ihren Hof. Jetzt, wo der Bauer eingezogen ist, ist sie der Bäuerin doppelt wert, denn sie schafft im Haus und auf dem Felde fleißig mit und sorgt vor allem für die Kinder. So ist es ganz natürlich, daß sie auch am Tisch des Bauern ihren Platz hat

Schon nach kurzer Zeit wissen auch die Mädel aus der Stadt zünftig mit dem Spaten umzugehen. Es gibt keine Arbeit, die sie nicht ebenso eifrig wie die Landfrauen auf sich nehmen



Unter der breitkrempigen Schute aus Strohgeflecht läßt es sich aushalten, auch wenn die Sonne noch so glühend das Erntefeld bescheint



Sie haben Küchendienst im Lager und müssen Kartoffeln schälen. Der große Kessel in der Lagerküche schluckt gewaltige Portionen, denn die Arbeitsmaiden haben nach der Arbeit in der frischen Luft stets gesunden Appetit



Gesund, frisch und lebensfroh wie dieses junge blonde Mädel sind sie alle in den Lagern des Reichsarbeitsdienstes



Durch den jungen Morgen zu neuem Tagewerk! Zu Haus lag man um diese Zeit noch in der Falle und ahnte nicht, wie schön solch eine Fahrt durch den Wald in sommerlicher Frühe ist



Zweierlei Tuch — jedoch ein Herz und eine Seele! Unsere Soldaten haben eine besondere Vorliebe für die Mädel in den blauen Lagerkleidern und mit den roten Kopftüchern. Und umgekehrt soll es nicht anders sein . . .